

# DER ACKER NEBENAN

Eine Erinnerung



**Erich Vollandt**

**1977**



Er war Privatbesitz und war geteilt in lange von Norden nach Süden verlaufende Streifen. Die einzelnen Besitzungen waren an der Merketalstraße und am Planweg versteint. Angrenzend an das neue Häuschen der kinderreichen Familie Wiechmann und seinem Garten, sowie den in gleicher Planlage sich nach Süden anschließenden Grundbesitz der Familien Mäder-Schau, gehörte ein 12m breiter Streifen der Erbgemeinschaft Volkmar. Während der nahrungsarmen Zeit war dieser Streifen von Volkmar selbst bebaut mit Kartoffeln und Gerste, später aber an verschiedene Interessenten verpachtet. An den Volkmar'schen Streifen schloß sich westwärts ein 24 Meter breiter Streifen an, einer Familie Mushake in Oberweimar gehörig und damals in Erbfolge unter die 2 Brüder geteilt. Die obere, der Merketalstraße anliegende Hälfte, lag seiner Zeit brach und wurde unter Duldung des als Privatmanns in Weimar lebenden Besitzers von Anwohnern der Straße stückenweise genutzt.

Weiter westlich kamen dann schließlich zwei schmalere Eigentums-Parzellen, die eine damals noch selbst bewirtschaftet vom Bauern Gottschalg in Ehringsdorf, die andere nebenberuflich und in Handarbeit vom Besitzer Müller und dessen Familie in Oberweimar. Von dieser Grenze an bis hinauf zum sog. Bärenhügel an der Buchfarter Straße verblieb dann noch der allergrößte Teil dieser Ackerfläche in einem Besitz der in Oberweimar-Mittelstraße alteingesessenen Bauernfamilie Hachenburg. Von diesem Stück und dessen Bearbeitung wird im späteren noch mehr zu berichten sein.

So, nunmehr die Lage und die Besitzverhältnisse des Ackers geklärt sind, interessiert, wie wir zu ihm in Beziehung kamen.

Als ich ihn das erstemal bewußt sah, stand ich mit dem Maurermeister Schmidt aus Ehringsdorf am Feldrain vor dem Mushakeschen Stück an einem Februartage 1939, Erwerbsinteressen hegend. „Bewußt sah“, sagte ich. Das läßt darauf schließen, daß ich schon aus früherer Zeit das obere Merketal gekannt haben könnte. Und das stimmt auch. In meiner Kindheit gingen meine Eltern und vielfach auch die Großeltern zusammen sonntags spazieren in die nähere und weitere Umgebung Weimars. Ziel war dann sehr oft der Ettersberg und sein Kochfleck oberhalb von Lützendorf, auch Ettersburg, Tiefurt, die Fasanerie. Zur Abwechslung aber gingen wir auch nach Süden auf den Rosenberg. Da höre ich noch heute, wie unter den Erwachsenen auf dem Wege vom Friedhof entlang entschieden wurde, übers Gehädrich zu gehen oder durch die Stadtratstannen. Beide Wege waren schön, hatten aber ein jeder bei Sonnenwetter eine lange „Durststrecke“, ehe der Wald erreicht war. So hatte keiner der Wege dem anderen gegenüber etwas voraus. Vielmehr der Abwechslung wegen wählte man, einmal durch die Stadtratstannen und Possendorf, das andere Mal übers Gehädrich und Vollersroda zu gehen. Meist aber war für den Hinweg der eine, für den Rückweg der andere ausgewählt.

War es nun an dem, daß wir die Buchfarter Straße (heutige Breitscheidstraße, Rainer-Maria-Rilke Straße) entlang gingen, oberhalb der Frauenarbeitsschule am Hospitalgraben und an seinem Ende den Merketalgraben überquerten, da stiegen wir auf der anderen Seite zwischen Feldern über den Bärenhügel und auf die Höhe des Gehädrichs empor. Dabei ging ich also schon so oft am Westrand jenes Ackerstückes entlang, welches eben von mir beschrieben wurde.

Es mag sein, daß sich meine Eltern und Großeltern über den auffallenden „Stein-Reichtum“ seines Besitzers unterhielten und seine geringen Wachstumserwartungen einschätzten. Mehr jedoch kümmerte weder mich, noch meine Eltern und Verwandten dieses Landstück. Wir waren vielmehr froh, wenn wir bei prallem Sonnenschein an ihm vorbei waren und bald die schattigere Anhöhe des Gehädrichs erreicht hatten. Von der Existenz einer Merketalstraße wußte von uns damals niemand etwas.

Der Name Merketal gewann das erste Mal für mich eine Bedeutung, als wir während des ersten Weltkrieges von der Stadt auf Antrag einen Baum mit reichlichem Zwetschenbehang für 1,50 Mark Entgelt zum Abernten zugewiesen bekamen. Er stand da oben an der Straße, die auf der Höhe vom oberen Ende des Gehädrichs nach Gelmeroda führte. „Über dem Merketal“ stand auf der Anweisung. Niemand von uns allen wußte, wo das war.

An einem Sonntag-Nachmittag war es, als den in Frage kommenden Weimarer Bürgern die Bäume an Ort und Stelle zugewiesen wurden. Damals ging ich für unsere Familie mit zu jenem unbekanntem Flurteil „Über dem Merketale“ und stand schließlich stolz neben unserem mit Nummer bezeichneten kleineren aber sehr gut behangenen Baum. Er stand dicht neben einer Telegraphenstange und war deshalb von weit unten schon auszumachen. Nach einigen Tagen zogen wir zu dritt, es kann auch sein zu viert, mit Handwagen, Leiter und Wäschekorb am Bärenhügel hinauf und rollten schließlich mit reicher Ernte dann stadtwärts. Das gab Mus in der nahrungsarmen Zeit!

Nun kam aber nach mehr als zwei Jahrzehnten, vorbei waren der 1. Weltkrieg, meine Seminarjahre und die Wetzdorfer Zeit, der Acker an der Merketalstraße bis hin zum Bärenhügel für mich in jenes „bewußte“ Interesse.

Ich kaufte 1939 800 qm vom Acker des Privatiers Mushake. Das Land wurde versteint. Darauf entstand noch im selben Jahr unser Haus. Der Hausbau war zuletzt wegen des Kriegsausbruches verbunden mit vielen Schwierigkeiten. Trotzdem zogen wir noch vor Weihnachten ein, wenn auch die Handwerker noch nicht mit allem fertig waren. Das Grundstück war umzäunt und bepflanzt und ist seitdem unsere heimische Scholle, auf der sich unsere Kinder so wohl geborgen und daheim fühlten – bis heute. Von da an war die große Ackerfläche nun zu uns in ein anderes Verhältnis getreten, und wir konnten reden vom „Acker nebenan“.

Dieser Nachbar Acker, den wir nun täglich vom Garten aus, vom Küchen- und Stubenfenster vor Augen hatten bis hinauf zum Bärenhügel, wechselte Jahr für Jahr vom Frühjahr an ständig sein Gesicht. Wieder war ein Jahr vorüber, wenn nach Bestellarbeiten die braune Erde grünte, die Frucht heranwuchs, abgeerntet wurde und schließlich die große Fläche zum leicht geneigten Schneehang wurde. So einfach und immer wiederkehrend eintönig war jedoch die Geschichte des Ackers nicht. Zeitumstände, persönliche und gesellschaftliche Entwicklung sorgten dafür, daß unser Nachbar Acker in gar mancher Hinsicht nicht nur das Objekt der Betrachtung war, sondern sich auch als Partner in unser tägliches Leben ein-mischte.

Ob ich das wohl alles noch in der Erinnerung zusammentragen kann?

Nie haben wir es bereut, daß wir an den Rand der Stadtsiedlung gebaut haben. Nicht allein der Blick nach Belvedere aus den Stubenfenstern gefiel uns, sondern auch der aus den Fenstern auf der Giebelseite des Hauses nach dem Westen:

Am Horizont die Stadtratstannen, südlich daran anschließend das Gehädrich, davor der bewaldete Teil des oberen Merketales und zwischen ihm und unserer Behausung die weite Ackerfläche. Das war doch etwas, was andere im Stadttinneren sich erst erlaufen mußten. Und allzu oft gab es Grund, von oben westwärts zu schauen, besonders, wenn die Kinder unterwegs waren. Wie oft überquerten oder gingen sie den Acker hinauf zum Schlehenbusch oder zum beliebten Bärenhügel. Sie durften sich zusammen mit den Nachbarskindern schon weiter von daheim entfernen, mußten jedoch immer unser Haus sehen können. Und das war auch weithin möglich. Wie oft riefen und winkten die Puppen-

Muttis oder die Indianer von der Höhe des Schlehenbusches herab oder vom Steinbruch und Bärenhügel.

Wenn aber im Winter aus dem Acker eine ideale Schneelandschaft geworden war, dann kamen Schlitten und Schlitter heraus, und je nach Menge und Beschaffenheit des Schnees entstanden Schlittenbahnen und Ablaufpisten mit allerlei Finessen.

Nicht vergessen darf ich auch die Zeit, wenn der Acker abgeerntet war. Da standen oft mehrere Papierdrachen auf einmal in der Luft.

Wenn ich jetzt auch einen zeitlichen Sprung mache, muß ich hier von Manfreds erfolgreichen Drachenerlebnissen erzählen, die er als junger Vater mit der kleinen Rita und später auch mit Bernd hatte mit den selbstgebauten und gut konstruierten Drachen. Lag er oben mit den Kindern auf der Höhe des Feldes am Rande des Steinbruchs, so stand der papierene Vogel mit seinem sehr langen Schwanz vielfach in großer Höhe über unserem Haus oder gar noch weiter nördlich oder östlich von uns über Nachbargrundstücken. Papierzettelchen zackelten als Post an der sehr langen Schnur hinauf, bis wir sie nicht mehr sahen. Auch Rüdiger ist letztthin mit Karsten und einer originellen Drachenkonstruktion ein paarmal mit Erfolgserlebnis auf dem Acker gewesen. Schön, daß unsere Jungen ihren Kindern diese Erlebnisse ermöglichten, dort auf dem Acker, der für beide selbst einen so großen Raum in den Kindheitserinnerungen einnahm.

Doch auch in ganz anderer Art war der Acker nebenan für uns bedeutsam geworden. Von alledem, was auf ihm wuchs, fiel auch für unseren Bedarf manch Kleines ab, zumal wir ja in den ersten Jahren, also während des Krieges und besonders in der Nachkriegszeit so manches zusätzlich benötigten.

Die beiden schmalen Privatstreifen an unserem Westzaun wurden regelrecht nach Bauernart bestellt. Der Bauer Gottschalg kam mit Pferden und den eignen Gerätschaften, wenn nötig auch mit Frau und Kindern, zog mit dem Pflug die langen Furchen bis zum Planweg hinunter und wieder herauf, bis er die Mittelscholle umwarf. Mit Pferden schritt er der Egge, der Drillmaschine und Walze nach. Weit ausholend bei gemessenen Schritten bestreute er das Land mit künstlichem Dünger, und ein- oder zweimal im Jahre rückte die kleine Familienbrigade an, um Hederich oder anderes Unkraut zu rupfen. An unserem Gartenzaun saßen sie dann allesamt, um zwischendurch schnell eine Mahlzeit einzunehmen. Kam Hackfrucht auf den Streifen, dann hatte die Familie schon eher mitzutun, beim Kartoffellesen, beim Runkelhacken und in der Erntezeit entsprechend auch. Manches hohe Fuder mit Getreide, manch schwere Fuhre mit Hackfrüchten, von den zwei Pferden gezogen, schaukelte vom Felde. Und war alles geräumt, dann kam unsere Erntezeit. Da wurden liegengebliebene Ähren aufgelesen, entweder zur Mehlgewinnung wenn's Weizen war, oder aber bei anderer Körnerfrucht für die Kaninchen als Mastfutter oder die Hühner. Grünfutter fürs Vieh vom Frühjahr an hatten wir schon immer von den Rändern und, wenn es sich um nahrhafte Unkrautpflanzen wie Löwenzahn, Saudisteln, Disteln und Hederich handelte, wurde auch aus den Furchen „geerntet“. Im Herbst kamen noch manche Kartoffeln beim Stoppeln zusammen. Ich weiß, daß ich auch ein Jahr vom Besitzer für unsere Kaninchen beim Runkel-Ernten gleich einen Spreukorb voll vom Felde weg kaufte.

Die Not der Nachkriegszeit machte erfinderisch. Ungenutzt durfte der Streifen außerhalb unseres Zaunes bis zur ersten Furche des Bauern nicht liegen. Ich grub ihn ordentlich um, las fein säuberlich alle Quecken und andere Wurzeln heraus. Eine Reihe Kartoffeln, von mit gelegt und gepflegt, hatte Platz mit ausdrücklicher Duldung des Bauern Gottschalg. Ja, er gönnte mir sogar noch etwas mehr Raum, indem er die erste Ackerfurche nicht so dicht an die Grenze heranzog. Wie sollte man auch als Ehringsdorfer dem Lehrer an der Schule im

Ort nicht entgegen-kommen, zumal dessen Frau in diesen dürftigen Jahren schon eine stattliche Zahl tüchtiger Esser tagtäglich satt zu bringen hatte und er selbst sich vor keiner Arbeit scheute, auch mit bei der Feldarbeit zugriff, wenn es dringend war oder wenn ein Wetter am Himmel zur Eile bot.

Der Bauer glaubte wohl, daß ich`s nicht sah, wenn er mich bei meiner emsigen Hand- und Spatenarbeit still schweigend und schmunzelnd beobachtete, mit zusammengebissenen Lippen und keinesfalls mißvergnüglich dreinblickenden Äuglein aus dem meist von Stoppeln reichlich ausgestatteten wohlgenährten Gesicht alle meine Arbeitsbewegungen bisweilen aufmerksam betrachtete. Er war einer von den Bauern, die sich in der Woche nur zweimal rasierten. Der Arbeit wegen, versteht sich!

So bestand ein vertrauensvolles Nachbar-Verhältnis zwischen uns.

Einmal jedoch habe ich`s gröblich mißbraucht. Die große Sorge um das Wohl meiner Familie ließ mich sündigen. Es war in der Zeit, als die Kartoffeln sichtlich zur Neige gingen und keine neuen aufzutreiben waren, außer der frühen, die auf Nachbars Feld schon zum Ernten reif waren. Durchs Anhäufeln freigelegte Knollen, auf der Lichtseite grün geworden, verrieten die brauchbare Größe. Mit dem Fuß etwas nachgeholfen, kamen schöne trockene und glattschalige Knollen zutage. Das wäre unsere Rettung, ja – wenn man ...

Aber das war ja unmöglich. Und am nächsten Morgen gab es einen ganz dichten Nebel. So dicht, daß man nicht drei Schritte weit sehen konnte. Sollte ich da nicht versuchen, ein paar Gerichte zu sammeln? Ich überwand meine starken Bedenken in dieser Nachkriegszeit genauso, wie damals als wir so manchmal ins Merketal oder ins Gehädrich mit Handwagen oder Schlitten loszogen, um eine Birke umzulegen und heimzufahren. Und genau, wie wir für die Heizung sorgen mußten, so war es nun auch mit der Beschaffung der nötigen Grundnahrung. Und die Aufgabe, sie zu beschaffen, hatte nun einmal ich. Ich ging ...

Durch helfende Feldarbeit würde ich`s reichlich entgelten!

Sehen konnte ich nur ein kurzes Stück des Kartoffeldammes vor mir. Das Ohr passte auf jedes kleinste Geräusch auf. Ein flacher Korb nahm die einzeln hier und da mit der Hand herausgepuhlten Knollen auf. Er war schnell voll, über den Zaun entleert und neu zur Hälfte gefüllt. Nur ein paar Hände voll waren noch nötig gewesen. Da tauchte hinter mir schemenhaft eine Männergestalt auf, kam mühsam über die Dämme schaukelnd und dabei in bekannten Krächzton lamentierend auf mich zu. Gestalt und Sprache waren mir zu sehr bekannt, ohne daß ich länger mich hätte vergewissern müssen. Ich hatte schon längst meinen Korb geschnappt und war von der Straße und vom Zaun wegwärts im Nebel verschwunden. Den so plötzlich aufgetauchten Nachbar Müller vom nächsten Feldstreifen sah ich nicht mehr, hörte auch nichts weiter. Ich war mit Willen in Richtung auf den Planweg zu gelaufen. Der alte Nachbar Müller war sehr schlecht mit dem Sehen dran, das wußte ich. Nach seinen übermäßig starken Brillen-gläsern zu urteilen, konnte er mich, dazu noch in diesem dichten Nebel, bestimmt nicht erkannt haben. Um ein zweites Zusammentreffen mit ihm zu vermeiden, schlich ich ungesehen auf weitem Umweg schließlich heim und riskierte solches nie wieder. Wie gut, daß ich unerkant aus der Misere herausgekommen war!

Die Kartoffeln wurden geerntet, der Acker nebenan neu bearbeitet, bestellt, wieder ab geerntet und wieder neu bestellt ...

Niemand verlor auch nur das geringste Wort über das Nebel-Unternehmen.

Wie war ich froh...

Nach Jahren, als die Ernährungslage schon viel besser geworden war, kommt im Gespräch mit unserem Schwiegersohn Wolfgang Schenk die Rede auch auf den Bauer Gottschalg. Da erzählt Wolfgang davon, wie dieser besagte Gottschalg ihm ohne jeden Unmut davon

berichtet hätte, daß sein Schwiegervater, der Lehrer Vollandt, auch einmal bei ihm im Nebel Kartoffeln „gemaust“ hätte. .... Beide hätten dabei lächelnd der überwundenen Notzeit mit ihren Extratouren gedacht. Mir selbst war es zwar nicht nach Lachen zumute, als ich das hörte. Es waren seitdem aber Jahre vergangen.

Der in der Kartoffel-Episode bereits so unverhofft aufgetretene Herr Müller war der Besitzer des zweiten Feldstreifens nach uns. „Klappermüller“ hieß er bei uns, wenn wir deutlich machen wollten, welchen des so viel vertretenen Namens wir meinten. Wenn ich jetzt versuche, diesen Ausdruck zu erklären, muß mehr von dem Manne gesagt werden.

Ich weiß noch nicht einmal, in welchem Metier er sein Leben lang den Unterhalt für seine Familie verdient hatte. Derzeit jedenfalls war er bereits ein hochbetagter Mann, weißhaarig, wie gesagt, stark kurzsichtig, doch körperlich noch verhältnismäßig rüstig, mehr arbeitsam als kräftig. Den Acker besorgte er zumeist selbst. Für die groben Arbeiten, wie Umpflügen, Eggen, Drillen hatte er fast immer seinen „Artmann“. Aber alles andere schaffte er mit seinen letzten Lebenskräften. Nur selten kam auch einmal seine Frau mit aufs Feld, mehr zur Abwechslung als zur Arbeit. Öfter dafür aber sein erwachsener Sohn und die kräftige Schwiegertochter, wenn Arbeiten anlagen, die mehr Kräfte beanspruchten. Alle aus der Müllers-Familie waren fleißige und überaus freundliche, liebenswerte Menschen.

An ein Jahr aber kann ich mich noch besonders deutlich erinnern. Ich weiß nicht, was der Grund dafür war, daß der Vater Müller plötzlich anfang, anstatt den „Artmann“ zu bestellen, den ganzen großen Weizenplan mit dem Spaten umzustecken. Man soll bedenken, eine Fläche von dieser Größe Stück für Stück in diesem Alter! Allein der Mut, der dazu gehörte, war zu bestaunen. Wenn er morgens kam, da war regelmäßig das erste, daß er mit gut bemessenen Meter-schritten das Tagespensum abschnitt und jedesmal mit dem gleichen Stück verknautschten Altpapier deutlich sichtbar machte, wie weit er kommen mußte. Bis dahin, keine Grabfurche weniger, keine mehr, warf er tief den Boden um. Er wußte genau, an welchem Tage er den ganzen Plan geschafft haben würde. Und tat-sächlich – er erreichte sein Ziel! Was sonst Egge, was Drillmaschine vollbrachten, das taten der Rechen und seine Arme. Bravo, fleißiger Alter! Ob jedoch die hier investierten letzten Körperkräfte nicht ein zu hoher Preis waren dafür, daß die Müllers – alle drei Generationen – nun wieder ein Jahr lang Kuchen von selbst-angebauten Korn essen konnten?

So arbeitsam sie alle, besonders der alte Vater Müller waren, so sehr waren sie auch darauf bedacht, das auf ihrem Acker erzielte Erntegut für den eigenen noch kargen Nachkriegstisch vollkommen und möglichst verlustlos zu bergen. Auf dem Mülleracker gab es kein Nachstoppeln von Kartoffeln. Die Knollen waren mit Spaten und Grabegabel geerntet und dabei jede Scholle zwei-dreimal herum-geworfen. Da gab es kein Ährenlesen, denn beim Einfahren rechte der alte Vater selbst mit dem Handrechen gewissenhaft nach. Und ohne Verdruß bückte sich der alte Mann, wenn die Zinken des Rechens eine Weizenähre nicht mitgenommen hatten.

Zufrieden schmunzelnd ging der Alte dann schließlich mit geschultertem Rechen wie jedes Jahr dem letzten Erntefuder hinterdrein, das der Sohn, die Schwiegertochter und die Enkelin behutsam vom Acker herunter die Merketalstraße hinab fuhren. Wieder war für ihn ein Jahr vergangen. Wir im letzten Haus der Merketalstraße konnten seine letzten Lebensjahre an seinen Ernten messen.

Es gab aber noch andere, die drauf und dran waren, seine Ernten zu schmälern. Das waren die großen Spatzenschwärme, die es gerade hier am Stadtrand in reichlicher Zahl und Stärke gab. Nachdem mehrere Brutten hintereinander flügge geworden waren, schlossen sich die Gassenjungen unter den Vögeln in Schwärmen zusammen. Wer war

imstande, ihnen zu verwehren, daß auch sie Hunger und Appetit stillten? Das konnten nicht wir, wenn diese Spatzen zu Hunderten und mehr in die Kirschbäume fielen. Das konnte nach der Kirschenzeit auch nicht der Weizenbauer, der seinen Plan ebenso dicht bei den letzten Häusern hatte. – Wenn sich in den Sommermonaten das Korn bildete, anfangs noch milchig-weich, später stärkehaltig-härter, da war für die freßgierigen Sperlinge eine neue willkommene Futterquelle aufgetan.

Was gilt's, wenn diese Tiere sich auch jeden Tag ein paar Körnchen vom Mahle der Menschen wegholten? Mit solchen Gedanken konnte sich aber Vater Müller nicht abfinden. Und tatsächlich, an der oberen Straßenecke waren die ersten Meter vom Feldrande her die Ähren vollkommen leer gepickt. Da mußte Abhilfe geschaffen werden! Und sie wurde geschafft, wenn auch Aufwand und Erfolg nicht im rechten Verhältnis standen. Kaum war die Sonne hinter der Anhöhe des Oberweimarer Bahnhofs hochgekommen, da waren nicht allein die Sperlinge, sondern auch Vater Müller tüchtig am Werk. Die Sperlinge heißhungrig nach der Sommernacht beim Picken. Nur ein Körnchen und noch eins, das hieß für den ganzen großen Schwarm Hunderte von Körnern und nochmal so viel und Tausende um Tausende... Aber ohne gestört zu werden wie bisher, ging's von heute ab nicht mehr. Ein neuer seltsamer Ton mischte sich in diese Morgenstimmung. Einige leere Blech-Konservenbüchsen an einem Handstrick hängend in der linken und einen kurzen Metallschlägel in der anderen Hand, so schritt der alte Mann den Feldrain seines Weizenstreifens herauf. Er schlug hurtig auf das Blech und half dabei mit ächzenden-krächzenden Lauten nach, den Sperlingen Fürchtens zu machen. Ääääh - äh - peng-peng-peng-peng-peng. Und tatsächlich, der Spatzenschwarm ließ sich wild zwitschernd und durcheinander-schwirrend ausscheuchen, um sich kurzerhand auf den Bäumen unseres Gartens niederzulassen. Freust dich wohl, guter Alter, über deinen Erfolg? Ja, aber nicht lange, denn kaum, daß er klappernd seinen Standort gewechselt hatte, um, nach dem Gezwitscher zu urteilen, einen weiteren Schwarm zu scheuchen, kamen von unseren Bäumen erste einzelne vorwitzige, dann eine Vorhut und schließlich der ganze große Schwarm und verschwand erneut zwischen den langsam gelb werdenden Weizenhalmen. Bisweilen verriet ein zufriedenes „Piep – piep“, daß jedes wieder sein Korn gefunden und verspeist hatte. Mach hurtig, Vater Müller, hier gibt's neue Arbeit! Und mit „Ähäähäh – äh - peng – peng“ im Sauseschritt bot er dem Schwarm von vorhin erneut eine Futterpause auf den Ästen und Zweigen unserer Bäume. Stundenlang und noch länger währte das Narrenspiel bei dem nicht unschwer zu erkennen war, wer da narrete und wer der Genarrete war.

Für uns war das pausenlose, nur in seinen Dimensionen wechselnde Geklappere und Gekrächze anfangs eine unliebsame Zumutung. Doch, da es Tag für Tag zur Regel wurde wie der Auf- und Niedergang der Sonne bis zur Ernte, gewöhnten wir uns auch daran. Ja, je nach Lautstärke vermochten wir auch in den geschlossenen Räumen unseres Hauses genau zu sagen, wo sich jeweils der unermüdliche Klappermann befand, ob er feldauf oder feldabwärts schritt, ob er Erfolg hatte oder es mit einem ganz widerspenstigen Schwarm zu tun hatte. Mag sein, daß es Müllers, wie Meyers und Schulzens so viele gab. Wenn wir unseren Feldnachbarn meinten, dann war mit dem Beinamen „Klappermüller“ genau gesagt, welcher von vielen in Frage kam. Teuer erkaufte Weizen war es jedenfalls, den er die letzten Augusttage vom Felde fuhr. Mag er, der den größten Arbeitsanteil an seiner Ernte hatte, ruhig bei dem Glauben geblieben sein, daß durch sein Klappern größere Verluste verhütet waren. Im nächsten Jahr blieben wir von dem Klappern verschont, denn infolge des Fruchtwechsels waren die Hackfrüchte in der oberen Hälfte und der Weizen am Planweg. Ich weiß es nicht mehr genau zu sagen, entweder waren dort unten die Spatzen nicht so schlimm oder Geräusche durch die größere Entfernung weniger zu vernehmen.

Das darauffolgende Jahr war für uns wieder ein Weizenjahr und damit ein Klapperjahr von allem Anbeginn der Körnerbildung bis zur Ernte.

Heute klappert dort niemand mehr, auch wenn Weizen auf der Scholle steht. Wir haben auch nicht mehr die Jahre, in denen man sich einer Ähre wegen bückte. Das hat aber einen anderen Grund. Zudem hat der Klappermüller nun auch schon lange seinen mit fleißiger Arbeit bis zuletzt erfüllten Lebenslauf beendet und ruht aus auf dem Oberweimarer Friedhof am Hang des Quellenberges.

Ebenfalls von Oberweimar herüber kam der Bauer Hachenburg, der Besitzer des größten Teiles dieses Ackers nebenan. In der Mittelstraße befand sich der dazugehörige Hof. Ein Bauernhof, ja, aber ein Hof ohne einen rechten Bauern. Wie das zu verstehen war, heißt es vorerst klar zu machen.

Vor zwei Generationen galt der Name Hachenburg in Oberweimar noch etwas. Das geräumige Wohnhaus, Hof mit Scheune und Stallgebäuden deutete auf ein rentables Besitztum, wenn man sich vorstellte, wie alles ausgesehen haben könnte, als es noch in Ordnung geleitet und mit gutem Bauernfleiß bewirtschaftet war. Kein Großbauer, aber auch keiner von den kleinen, ohne Schulden und mit gesunden Familienanhang, so betrieb noch der Großvater des jetzigen Hofbesitzers sein Metier. Unsere Wetzdorfer Oma – groß geworden in Ottstedt bei Magdala – erzählte, daß in Bauernkreisen der Name Hachenburg oft genannt gewesen sei. Und das in Achtung und Ehren. Aber unter dem Sohn des Großvaters, also Heinrichs Vater, sei der Hof schon langsam heruntergekommen. Das erfährt man bei uns in der Straße von noch lebenden Altersgenossen. Mehr Herr eines Bauernhofes als Bauer, der von früh bis spät seine Körperkraft der eignen Scholle gegeben hätte, war ihm die Arbeit nur notwendiges Übel. Anwohner der Merketalstraße berichteten, daß er auf dem Jauchenfaß mit Stehkragen und Krawatte gesessen habe, wenn er die Merketalstraße hochgefahren sei auf seinen Acker. Klar, daß er sich nach einem anderen Leben sehnte, Gedanken hatte, den Hof und die Felder zu verkaufen. Die Tochter sollte einmal eine gute und standesgemäße Heirat machen, der Sohn aber nach dem geschafften Abitur studieren. Zwar ist es zur Verheiratung der Tochter nie gekommen. Doch Heinrich wurde dem Ackerpflug, mit dem er nie befreundet war, untreu und studierte in Jena Jura. Er zierte sich mit dem Couleur der vornehmsten Studentenverbindung, der zumeist nur wohlhabende Herrensöhne angehörten. In diesem Kreise der begüterten Sprosse wohlhabender Familien wurde das Herrenbewußtsein, das er schon vom Vater mitbekommen hatte, noch gestärkt. Vom Pacht der meisten Äcker und dem Ertrag des verbliebenen Ackers in der Merketalstraße mußte der Vater das teure und am Ende erfolglose Studium des Sohnes bestreiten. Niemand kann sagen, ob Heinrich in Jena je fertig geworden ist. Eine Berufsqualifikation hat er jedenfalls nie erreicht. Nachdem es der Vater nicht mehr konnte, setzte er sich aufs Jauchenfaß und ließ sich von seinen Ochsen die Merketalstraße hochziehen. Ob es die Not der Zeit war, daß er doch wieder den Pflug in die Hand nahm, oder ein anderer Grund, ist nicht zu erfahren. Nur habe ich mir erzählen lassen, daß er seinen Ochsen getrieben hat, bis er ihn „stützen“ mußte, da er nicht mehr stehen konnte. Scherzhaft gemeint, natürlich.

Als wir den Bauern Hachenburg 1939 kennen lernten, arbeitete er mit 2 Kühen, seiner Frau und besonders der ledig gebliebenen Schwester, einer kräftig gebauten und ungemein fleißigen Frauensperson. Sehr fleißig und unverdrossen war auch die Frau. Der Hausarbeit wegen nur kam sie nicht ganz so oft wie die Schwägerin. Die beiden Hachenburgs Jungen waren noch im Klein-Kindesalter.

Mit Kühen diesen großen Acker pflügen, das war schon so eine Sache, vor allem, wenn man selbst nicht daran zu glauben vermochte, je damit zur rechten Zeit fertig zu werden. Das Lust und Wille fehlten, das war zu deutlich zu erkennen. Die Sonne stand schon ziemlich hoch am Vormittags-Himmel, als er im „Kuhschritt“ das letzte Stück der Merketalstraße hoch kam und an unserer Gartenzaunecke vom Wagen stieg. In hohen Reiterstiefeln, ein Junkerhütchen auf dem Kopf, so lag er auf den Griffen des einscharigen Pfluges, solange er durch andauerndes „Har“ und „Hot“ die Kühe beim Laufen halten konnte. Mein Gott, wie lange, bis er mit einer Furche am Planweg unten angekommen war, und wie lange wieder herauf bis zur Straße. Und Tag für Tag das gleiche. Die Arbeit mit Egge und Drillmaschine konnte nur im gleichen Tempo erfolgen, wenn nicht das Wetter für längeren Aufschub sorgte.

Zu Arbeiten mit Hacke und Karst oder nur mit Händen kamen Frau und Schwester, zwei ebenso freundliche wie tüchtige und sorgenvoll unverdrossene Menschen. Wie oft stand doch die Schwester ganz allein auf der großen Ackerfläche und kämpfte den aussichtslosen Kampf gegen die Massen von Unkraut. Ein Wunder war's nicht, daß umso viel mehr ungebetene Helfer mit Säcken oder Handwagen Löwenzahn und Disteln fürs Kleinvieh heimholten. Klar, daß dabei auch manches auf dem Felde beschädigt wurde. Aber die Kleintierhalter oder deren Kinder wußten ja, daß sie frühmorgens oder spät abends den Besitzer Hachenburg nicht zu gewärtigen brauchten. Manchmal kam es aber doch vor, daß er – anstatt zur Arbeit – mit dem Spazierstock, einem Inspektor oder gar Junker gleich an unserer Gartenzaunecke erschien. Und „drin“ war immer jemand, wenn nicht oben von der Merketalstraße aus, so noch mehr unten am Planweg. Der Löwenzahn im jungen Getreide oder der Luzerne war ja im Frühjahr auch so groß und fett. Nun ging ein Schimpfen und Schreien los. Und je, nachdem er aufgelegt war, nachdem die Frevler seinen Drohungen nachkamen oder nicht, blieb er stehen oder lief im Sturmschritt dorthin, wo Hartnäckige zu vertreiben waren. Den Nachbarn Holland-Kunz hat er einmal bis zum Planweg hinunter gejagt.

Es war gewiß nicht recht, dem Besitzer so zuzusetzen. Doch schädigen wollte ihn niemand. Auch unsere Kaninchen sind vielfach satt geworden vom Unkraut auf Hachenburgs Acker. Hätte er für einige Arbeitskräfte mehr angemessen entlohnt, dann wäre er gewiß besser gefahren. Dann wäre zur rechten Zeit bestellt, aber auch zur rechten Zeit geerntet worden. So aber brachte er die Halmfrucht vom Feld, wenn wo anders Kartoffeln und Runkeln geerntet wurden. Und die Kartoffeln hat er einmal, so entsinne ich mich, nach dem ersten Schnee in der Weihnachtszeit heraus-gebuddelt.

Das war der Bauer Hachenburg. Mit seinen inzwischen herangewachsenen Jungen kam ich später durch die Schule in engste Verbindung. Ich bin noch heute, wie schon damals überzeugt, daß sie beide brave und vor allem fleißige junge Menschen geworden sind. Vom älteren weiß ich nichts Genaueres, aber der jüngere hat Fachschulen besucht und war der Produktionsleiter im Gemüse-Kombinat Edwin Hoernle in Oberweimar, als ich das letzte Mal mit ihm sprach. Das ist aber schon lange her. Aus allen seinen Worten hörte ich die Liebe und die Freude, die ihn mit seiner Arbeit verband. Mutter und die Schwester des Vaters wurden später LPG-Mitglieder. Der Vater Heinrich aber war zu gut dazu. Die letzten Male, die ich ihn sah und sprach, nicht lange vor seinem Tode, abgemagert, stoppelig und ohne Stehkragen, aber noch mit dem gleichen Inspektorhütchen, zog er einen Handwagen hinter sich her, vorbei an seinem ehemaligen Acker an der Merketalstraße. Draußen, wo ihn niemand kannte, belud er ihn mit Grünem von den Feldrändern, sicher Futter fürs Kleinvieh. Niemand war da, der es ihm verwehrte.

# Der Acker nebenan

## 2. Kapitel

Heute sitze ich wieder mal allein daheim. Was gibt's da für mich, da ich den Vormittag von ½ 6 Uhr an Rasen geschnitten habe, nach einem erquickenden Mittagsschlaf Schöneres, als mich wiederum in das wechselvolle Geschick des Ackers nebenan zu vertiefen.

Ich sitze bei fast unangenehm drückender August-Sonne im Garten. Hinter dem Zaun von Liguster und Forsythie liegen die zehn Hektar des Ackers. Kein Gottschalg, kein Klappermüller, kein Hachenburg oder deren Nachkommen mühen sich mehr auf ihm um Ernteerfolge. Keine zwei schmalen Streifen neben unserem Zaun sind mehr erkennbar. Ein einziger großer Plan mit reifer Sommergerste, so bietet er sich dem Betrachter. Ein laues Augustlüftchen wiegt ganz gelinde die weite Ährenfläche, und Wasserwellen gleich lassen sich die leichten Windböen von der halben Höhe des Gehädrichs bis herab zu uns verfolgen. Hier an unserem Zaun ist die Bewegung zuende, wie am Strande einer Ostseebucht. Aber kein bisschen Unkraut, kein Klatschmohn, kein Hederich, keine Distel stört das Bild einer guten Ertrag versprechenden Ernte. Und die Spatzen, die vordem von unserer abgeernteten Königskirsche und dem Blenheim in Schwärmen in der Gerste verschwinden, um mit ihr anstatt von Weizen vorlieb zu nehmen, stört niemand ...  
... niemand.

Wie ist dieser unser Acker nebenan so ganz anders geworden!

Er selbst hat an sich die große Zeitenwende der Nachkriegsjahre und alle seine gesellschaftlichen Veränderungen nicht nur verspürt, sondern auch sichtbar werden lassen. Der Acker ist zum Zeugen der Nachkriegsgeschichte im sozialistischen Teile Deutschlands geworden, da, wo Arbeiter und Bauern alle Kräfte aufboten, den Kapitalismus zu überwinden und eine friedliche Zukunft zu sichern. Sein Äußeres und sein Verhältnis zum Menschen sind zum Abbild bedeutender historischer Veränderungen geworden.

Um das im Einzelnen zu schildern, muß ich in Gedanken zurückgehen in die letzten Jahre des schrecklichen, mit brutalen, menschenfeindlichen Mitteln geführten zweiten Weltkrieges.

1944 war das Innenland schon lange Kampfgebiet geworden. Jeden Tag und jede Nacht heulten immer häufiger die Sirenen auf. Die Menschen suchten, ihr Kostbarstes unterm Arm, panikartig die Luftschutzräume auf. Einige Wenige auch in unserer Straße gab es, die den Aufenthalt im Freien den Luftschutzkeller vorzogen. Mit Handwagen und auch Kleinstkindern bewegte sich regelmäßig bei Vollalarm ein kleiner Treck die Straße am Acker hinauf und nach der Entwarnung wieder herab, gleich, ob es Tag oder Nacht, Sommer, Herbst, oder Winter war.

Hamburg, Berlin, Kassel ... waren schon Trümmerhaufen geworden. Aus den zerstörten Städten des Rheinlandes wurden Frauen und Kinder zu uns ins Landesinnere evakuiert.

Und trotzdem hatten auch Städte um uns, wie Erfurt und Jena erhebliche Bombenschäden zu beklagen.

Ich selbst mußte bei jedem Alarm meine Familie allein lassen, denn – freigestellt vom Militärdienst für die Führung der männlichen Bereitschaft des Deutschen Roten Kreuzes Kreisstelle Weimar und Führung des Großeinsatzes der Landesstelle Thüringen vom DRK – mußte ich bei jedem Alarm sofort in die Kreisstelle in der Belvederer Allee 20. Zum Schuldienst ging ich nur noch in Uniform, und nachts schlief ich bald nur noch in Sachen. Oft mußte ich eines Nachts zweimal, dreimal weg, Frau und Kinder in den Luftschutzkeller. Solange nichts Ernstes geschah, war es noch mit der Unruhe getan. Aber vielfach mußten wir auch mit dem Großeinsatzwagen nach Erfurt, Jena, Buchenwald ...

oder für längere Zeit nach Hamburg und Berlin.

Nicht lange sollte es aber dauern, daß auch Weimar den ganzen schmerzlichen Ernst des Krieges zu spüren bekam.

Es war mittlerweile das Jahr 1945 angebrochen. Die Zeit war zunehmend hektischer geworden. Durch die immer kürzeren Intervalle zwischen den Fliegeralarmen waren wir ständig wachsam, bereit und beachteten jedes Geräusch, das von draußen kam. Öfter als sonst standen wir am Fenster der Wohnstube und ließen unsere Blicke von Belvedere bis zu den Stadtratstannen schweifen. Auf dem Acker nebenan sollte, soweit er zu Hachenburgs Besitz gehörte, Luzerne wachsen. Jetzt in der zweiten Winterhälfte lag er ohne Schnee als glatte ebene Fläche. Dieses friedliche Bild sollte jedoch bald eine Veränderung erfahren.

Gegen Mittag des 7. Februar, ich war gerade aus der Schule gekommen, rief uns ein auffälliges Motorengeknatter wieder zum Fenster. Ein kleineres Feldflugzeug kam ganz tief über die Baumkronen der südlich von uns vorgelagerten Gärten geflogen, ging über dem Luzerneacker immer tiefer und versuchte zu landen. Jedoch vermochte es nicht zu rollen und überschlug sich demzufolge bei der ersten Bodenberührung verhältnismäßig gemächlich, wie einer, der einen schulmäßigen Purzelbaum probiert. Es blieb mit den Rädern nach oben auf den Tragflächen liegen. Schnell schnappte ich einen Verbandskasten und war auch schon unten, rannte querfeldein und kam mit fliegendem Atem bei dem komischen Vogel an. Erste Hilfe war aber nicht nötig. Der Pilot, der angeschnallt gewesen war, hatte sich selbst eben aus seiner hängenden Lage befreit und kam mir schon entgegen. Er bedeutete mir eindringlich, daß er meiner Hilfe nicht bedürfe, sondern selbst den Flugplatz Nohra, zu dem er gehöre, informieren müsse. Er ging zum nächsten Telefon und blieb dann bei seinem Apparat, bis ein Lastwagen aus Nohra erschien. Wenn ich geglaubt hatte, im Handumdrehen werde nichts mehr von diesem unerwarteten Vorkommnis zu sehen sein, so hatte ich mich getäuscht. So oft wir zum Stubenfenster hinaussahen, auf dem bisher so friedlichen Acker nebenan lag, Tag und Nacht bewacht, das Flugzeug auf dem Rücken, Füße in die Luft, so wie ein großer toter Vogel.

Erst zwei Tage danach, am 9. Februar kurz vor Mittag machte man Anstalten, den Verunglückten abzubauen und zu bergen. Natürlich war das etwas für die Kinder in der Straße. Auch unsere lockte das an. Was erlebten wir doch für eine interessante Zeit!

Höchste Eile schien geboten, als bereits wieder ein Voralarm gegeben wurde, bevor die abgebauten Tragflächen im LKW verstaut und das wieder auf seine Rollen gestellte Fahrgestell vom Acker neben uns abgeschleppt werden konnte. Gerade zur Mittagsstunde gab es den Vollalarm. Ich selbst hatte besondere Eile, denn ich war gerade auf dem Heimweg aus der Schule. Da begegnete mir bei Ruders unten in der Merketalstraße der eigenartige Lastzug, wie ihn unsere ruhige Straße bisher wohl nie gesehen hatte. Dieses

Einmalige feierten natürlich die Kinder ganz ausgiebig, zumal sie die Erlaubnis erhalten hatten, im LKW mitzufahren. Nun bei Vollalarm eilte natürlich jedes schnellstens heim. Unsere Familie saß bald im Luftschutzraum. Ich eilte in die Kreisstelle des DRK.

Heute waren alle Vorsichtsmaßnahmen besonders notwendig, denn heute stand die Bombardierung der Goethe- und Dichterstadt auf dem Plan der angloamerikanischen Kulturnation. Mittags 14 Uhr schon begann das Deutsche Nationaltheater völlig auszubrennen – tagelang – niemand hatte Zeit zu löschen. Goethes Wohnhaus war schwer getroffen, das Schillerhaus ohne Dach und dem Einsturz nahe. Ausgerechnet in der Innenstadt gingen Bombenserien nieder und vernichteten wertvolle Gebäudegruppen am Markt und vielerorts in seiner Nähe Wohn- und Geschäftshäuser. Das viele Bomben im Park niedergingen, war immerhin ein Glücksumstand für die Bürger unserer Stadt. Trotzdem starben Tausende unter den Trümmern ihrer Wohnungen oder kamen in ihren Luftschutzkellern elend um.

Vier sehr stabile, der Kreisstelle des DRK am nächsten gelegenen Häuser in der Belvederer Allee und der Helmholtzstraße stürzten unter Bomben vollkommen bis auf ihren Grund in sich zusammen und begruben ihre Bewohner lebendig. Ich mit meiner Bereitschaft im Keller der benachbarten Kreisstelle wurde durch die Detonationen ordentlich durcheinander geschüttelt. Wir kamen mit viel Glück und noch mehr Dreck in der Lunge davon. Ungefähr 300 Meter von der Merketalstraße entfernt war der ihr am nächsten gelegene Bombenkrater (Gärtnerei Hirsch in der Steinallee). Mag sein, daß zu unserem Glück das notgelandete Flugzeug noch rechtzeitig vorher vom Acker nebenan weggeschafft werden konnte. Vielleicht wäre sonst der Acker als Landegelände von oben ausgemacht mit einer Serie von Bomben bedacht und dabei auch unser Haus und seine Bewohner in die denkbar größte Gefahr gebracht worden.

Das war der erste große Angriff auf Weimar. Genau 8 Tage später erfolgte der zweite, bei dem die Straßenzüge um das Horn herum betroffen waren. Drei Tage vorher war die Kunststadt Dresden vernichtet und mit ihr Zehntausende von Menschen, meist Flüchtlinge aus dem Grenzgebieten auf die schrecklichste Weise um Leben und Gesundheit gekommen. Eine barbarische und menschenfeindliche Untat, die den bereits feststehenden Ausgang des Weltkrieges nicht mehr zu beeinflussen nötig war. Eine Untat, die denen des Faschismus nicht nachstand und deren Initiatoren genau wie auch die Hitlers auf die Strafbank in Nürnberg und an den Strang gehört hätten. Genauso einzuschätzen waren die folgenden Abwürfe von Luftminen auf das am dichtesten besiedelte Altstadtgebiet von Weimar (Zeughof-Herderkirche). Angriffe mit Brandsätzen in großer Zahl richteten in unserer Wohngegend zum Glück keinen Schaden an, obwohl wir in der Merketalstraße und neben unserem Garten auf dem Acker abgebrannte Brandsätze fanden.

Die Bewegung der Fronten wurde auch bei uns bemerkbar. Gefangenenlager im vordem besetzt gehaltenen Polen und in östlichen Landesteilen Deutschlands wurden evakuiert in Richtung nach Westen, obwohl auch dort sich die Front in Richtung auf uns zu vorschob. Von SS-Sadisten geführt, begleitet und getrieben, bewegten sich öfter lange, lange Kolonnen Gefangener mühsam die Merketalstraße hoch, am Rande des Ackers entlang in Richtung Gelmeroda/Autobahn. Tausende und abermals Tausende von Männern aus aller Herren Ländern. Verschiedenfarbig die Hautfarbe, bunt die Lumpen, die sie einhüllten, eigenartig und für uns mitleidige Betrachter originell die Kopfbedeckungen, so schlichen sie, sich schwer Schritt für Schritt dahinschleppend, stierend vor sich hinblickend über die ausgefahrenen Furchen neben dem Acker dahin.

Unten in der Straße hatten einige mutige Frauen Eimer mit kaltem Wasser und Trinkgefäße an den Rinnsteinen bereitgehalten. Mit letzter Kraft mühten sich die gehetzten Menschen, etwas trinken zu können. Schon aber waren die SS-Bestien zur Stelle und stießen mit kräftigen Tritten die Eimer um. Schrecklich zu sehen, wie die armen Menschen dem abwärtsfließendem Wasser sehnsüchtig nach-schauten, durch Schreien und Flüche gescheucht und brutal vorwärtsgestoßen. „Wie gerne hätten wir euch geholfen.“ Aber hier hatten wir es mit den schlimmsten der Faschisten zu tun. Wie Vieh von den schärfsten der Hunde angetrieben, so gönnte man auch nicht die kleinste Ruhepause. Sogar ihre Notdurft zu verrichten, hatten sie weder Raum noch Zeit. Mit Stockschlägen wurden die beiden, die um unsere Zaunecke herum ein paar Schritte auf den Acker gewagt hatten, hochgescheucht. Mit den Hosen in den Händen mußten sie wieder in Reih und Glied zurück und dort weitertraben. Einige requirierte Bauernwagen aus Mellingen beendeten den traurigen Zug. Danach kamen noch einige von der SS, die sich uns gegenüber auf Fickerts Steinstufen niederließen und vergnügt ein nahrhaftes Picknick machten. Indessen bewegte sich der Zug gequälter Menschen den Acker aufwärts. Die ersten mochten schon lange über den Bärenhügel hinaus auf der Straße nach Gelmeroda sein, als sich die gesättigten SS-er mit Wohlbehagen erhoben, leer getrunkene Flaschen in weitem Bogen dem Acker anvertrauten, der Reihe nach an unserem Zaun ihr Wasser abschlugen und endlich in Richtung Gelmeroda verschwanden, vergnügt scherzend, gerade, als wenn sie auf einer vergnüglichen Wanderung wären. Das waren sicher die Dienstgrade des ganzen SS-Unternehmens.

So behandelte das damalige Deutschland seine Kriegsgefangenen. Und das war gewiß noch nicht das Schlimmste. Das sei für alle die gesagt, die während des Hitlerkrieges in sowjetischer Gefangenschaft waren und noch heute erzählen, wie schlecht es ihnen dort ergangen sei.

Der Krieg lag in den letzten Zügen. Die amerikanischen Streitkräfte kamen immer näher. Das schlimmste stand uns noch bevor.

Sauckel-Weimar bereitete sich auf Verteidigung vor. Das war die Verurteilung für unsere schöne Stadt und zugleich das sichere Ende für unser eigenes, uns so lieb gewordenes Haus im Garten neben dem großen Acker.

Uns war klar, daß Weimar beschossen werden würde von Artillerie, Panzern und aus der Luft. Der große Acker neben uns mit den Waldungen als Deckung ringsum war das ideale Angriffsgelände. Ich sah in meiner Vorstellung, wenn ich jeden Morgen und sonst sehr oft über den Acker feindwärts blickte, amerikanische Panzer vom Gehädrich her auf uns herabrollen, schießend stehen bleiben und wieder rollen. Ich sah und hörte schon, wie sie das Feuer auf die ersten Häuser am Stadtrand eröffneten, auch auf unser Haus, weil sie merkten, daß es – von den Bewohnern verlassen – zur Feindabwehr mit Maschinengewehren besetzt war. Ich sah in meiner wilden Phantasie, wie das Haus zur Ruine zusammengeschoßen wurde und wie auch noch die Berge von Trümmern verteidigt und durch die angreifenden Panzer überwunden wurden.

In Wirklichkeit wurde draußen das Vorgelände von unserem Gartenzaun ab den ganzen Acker hinauf auf Verteidigung eingerichtet. Eine Militär-Einheit grub Einmannlöcher. Das erste gleich vor unserer Gartenzaunecke, andere gestaffelt in größeren Abständen am Wege nach dem oberen Merketal entlang. In solch einem Loch sollte jeweils ein Mann Platz haben mit einer „Panzerfaust“, einer erst letzthin neu entwickelten durchschlagskräftigen Verteidigungswaffe, mit der man, gezielt und abgezogen, einen Panzer kampfunfähig machen konnte.

... So sagte man wenigstens.

Am 9. April wurde eine Gruppe Soldaten im Keller unseres Hauses untergebracht. Ihr nahes Betätigungsfeld war der Acker neben uns. Wir selbst oben trafen alle Vorbereitungen, bei Feindalarm mit der Familie das Haus zu verlassen. Fliegeralarm gab es heute 9.31 Uhr. Die erste Entwarnung kam erst 19.45 Uhr.

Am 10. April begann der Alarm 7.45 Uhr und hörte überhaupt nicht wieder auf. Fliegertätigkeit war den ganzen Tag über, auch während der Nacht.

Vor allem acht amerikanische Stukas kehrten immer wieder und luden ihre Lasten über der Stadt ab. Sie bestrichen mit Bordwaffen alle ihnen wert erscheinende Ziele. Unsere Kinder wurden streng daheim gehalten.

Nachrichten vom Vordringen amerikanischer Truppen überstürzten sich. Sie sollten am Abend des 10. April schon über Erfurt hinaus sein.

Das gab eine unruhige Nacht. Geschützdonner war aus unmittelbarer Nähe zu hören. An ein Entkleiden dachte heute niemand. Wir waren alle auf dem Sprung. Die nötigste und wertvollste Habe stand gepackt und griffbereit.

War das eine Nervenprobe!

Kaum kam ich vom Fenster weg. Doch trotz des Schießens und des aufblitzenden Mündungsfeuers in einemfort lag unser Acker nebenan ruhig da.

Am frühesten Morgen des 11. April mußte ich Mutti und die Kinder wieder allein lassen. Einer unserer Krankenwagen, der vormittags einen Fahrbefehl hinter den Ettersberg hatte, meldete bei seiner Rückkunft die erste Berührung mit amerikanischen Vorausabteilungen. Am Galgenberg gab es durch Artilleriebeschuß die ersten Verwundeten. Gegen Abend begannen schwere Kämpfe bei Gaberndorf. Das Artillerieduell Gaberndorf – Kromsdorf ließ niemanden in Schlaf kommen. Starke Detonationen, die wohl meist von Brückensprengungen (Mellingen ...) herrührten, erschütterten die Luft. Das war alles ein Zeichen dafür, daß Weimar im Süden bereits überflügelt war.

Und da rückten plötzlich gegen 22 Uhr die deutschen Soldaten in unserem Keller aus und setzten sich in Richtung Osten ab. Der Stadtrand bei uns wurde also nicht verteidigt. Für ein paar Nachtstunden kam ich nach Hause. Von Minute auf Minute warteten wir auf den Feindalarm. Vorsichtshalber verbrachten wir den Rest der Nacht im Keller, angezogen, teils schlafend auf Stühlen und dem Strohlager, in den engen Treppenkeller, auf dem bis vor kurzem unsere Soldaten gelegen hatten.

Ich mußte beim Morgengrauen wieder zum Einsatz. Wir wußten nie, wann und wie wir uns wiedersehen würden. In der Stadt gab es noch je Person drei Pfund Zucker. Überall lange Schlangen Wartender. Auch Waltraud ging stadtwärts um Zucker zu holen, und als sie wiederkam, überraschte sie mit der Kunde: „In Weimar sind schon die Amis!“

„So waren sie also da.“

Und das ohne Feindalarm.

Alles war ganz anders gekommen, als wir befürchteten. Zu unserem Glück. Am Hang des Ettersberges war zwar schwer gekämpft worden. Die Stadt selbst aber war von weiteren Verwüstungen verschont geblieben. Ihr Bild hatte sich jedoch völlig geändert. Ein amerikanischer Kommandant hatte in der Stadt die Befehlsgewalt. Das erste war, daß die gesamte Bevölkerung strenges Ausgehverbot erhielt. Auf den Straßen flitzten amerikanische Fahrzeuge, und als Passanten durften nur Amerikaner, Polen, Ostarbeiter, ehemalige Kriegsgefangene und Buchenwäldler heraus. Fähnchen der Ausländer und Blumen kennzeichneten deren Freude. Große Lager von gehorteten Mangelartikeln waren nun Beute derer, die allein als Nichtdeutsche das Recht in Deutschland hatten. Wir aber

waren Gefangene im eignen Heim. Gut, daß wir von unseren Fenstern einen so freien Blick hatten.

Und unser Acker nebenan?

Bisher schauten wir aus den Stuben zu ihm hinaus.

Jetzt „blickte“ er zu uns herauf.

Nach 19 Uhr abends ertönte von Bertuchs Gärten her ein Flintenschuß – pitsch! Drei Amerikaner sprangen katzenleich über den Zaun. Im Nu standen sie bei uns vor der Haustür.

„Haben Sie Kamera ? -- Geben Sie mit !“

Das Recht auf Beute steht dem Sieger nun einmal zu. So wanderte mein alter, nicht mehr gebrauchter Plattenapparat in amerikanische Hände. Meinen neuen Apparat zerlegte ich sofort und brachte die Teile in Sicherheit. Diese Episode war die erste und an sich harmlose „Feindberührung“, die unsere Familie hatte.

Die weiteren waren schon ernster.

Am Sonnabend, 14. April früh 8.15 Uhr klingelte es. Ein untersetzter, dicker, gebrochen deutsch sprechender Amerikaner entstieg einem Jeep und stand gleichmütig vor unserer Tür im Vorgarten. „Ihr raus! – Bis ½ 10 raus!“ Ohne jeden Kommentar.

Das war unser Urteil.

Der Ami war der Chargierte einer Kurierstaffel, der für seine Flugzeuge in Vorwärtsbewegung der Front einen geeigneten Flug- und Landeplatz, für die Mannschaften aber Unterkunft und Verpflegungsmöglichkeiten zu suchen hatte. „Quartiermacher“ hieß das auf gut Deutsch. Was gab es da Besseres als den Acker neben uns mit seiner genügend großen, ebenen und harten Luzernedecke? Nun war er wirklich zum Flugplatz geworden. Und welches Haus passte für die Mannschaften besser als das unsere?

Für den Ami war der Fall schnell erledigt.

Welche Bestürzung gab es aber bei uns? Nachbarn halfen und boten auch ihre Räumlichkeiten zur Unterkunft für uns an. Im Stillen waren sie froh, daß sie nicht selbst betroffen waren. Wir räumten des kürzesten Weges halber zu Wiechmanns. Jedes Gefäß, jeder Kasten, jeder Sack, Eimer und Korb, waren vollgestopft. Nützliches und Unnützes gingen mit uns. Was kann dabei in einer einzigen Stunde schon geschafft werden! Aber in solchen Lagen merkt man doch erst, wie lieb einem auch das Geringste ist. Die Mädels fassten als erstes ihre Puppen, Manfred seinen Bär. Ich ging mit der Mutti ein letztes Mal durch die Zimmer. „Wann und wie werden wir euch wohl wieder betreten?“ Mein Arbeitszimmer mit sämtlichen Büchern im Schrank ...!

Auf ausdrückliches Geheiß des Amerikaners mußte ich sämtliche Behältnisse abschließen. Das geschah gegen meinen Willen. Das Bild meines Vaters ließ ich an der Wand – mein getreuer Paladin! Vom Amerikaner wurde ich pünktlich zur angegebenen Zeit als letzter die Treppe hinunter und zur Haustür hinaus geleitet. Nun standen wir draußen, mitten zwischen Kommode, Lade, Koffern und anderen Gepäckstücken. Zwei große LKW der Amis mit Anhängern suchten im Hofe Platz.

Zahlreiche Angehörige der amerikanischen Armee richteten sich in unserem Hause ein. Im Erdgeschoss war der Wirtschaftsbereich, oben Aufenthalts- und Schlafräume.

Wir schafften noch die schweren Stücke von der Straße weg und verteilten sie zu Onkel Otto, Familie Daucher, Gerstners, zur Oma und in die Kreisstelle vom Roten Kreuz. Das meiste blieb aber bei Wiechmanns. Schon bald hörten wir aus dem offenen Fenster unserer Wohnung die Klänge meines Klaviers. Sie klagten in den sonnigen Frühlingstag hinaus, schickten ihre Klage durch unseren Garten, herüber zum Nachbarn und nach der anderen Seite über den großen Acker nebenan, auf dem bereits die ersten Maschinen der

Kurrierstaffel gelandet waren. Die drei oberen Felder unseres Gartenzaunes waren schnell herausgenommen worden, damit die Verbindung vom Flugplatz zum Haus kürzer und ohne Umwege möglich war. Und rege war der Verkehr hin und her.

Wir versuchten, uns nun bei fremden Leuten einzurichten. Jedes wollte uns gern helfen. Mutti und ich blieben mit Manfred bei Wiechmanns. Ruth, Christa und die bei uns untergebrachte, aus Koblenz evakuierte Frau Bomb waren tagsüber mit uns zusammen, schliefen aber im Nachbarhaus bei Gerstners. Waltraud wohnte bei Onkel Otto. Später ist Manfred mit zur Oma. So waren wir mit einem Male alle verstreut. Eng ging's zu in Wiechmanns Häuschen, vor allem in der Küche, wenn die Essenszeit nahte. Aber wir sind uns nicht zur Last gefallen.

Tags darauf ging ich zum ersten Male wieder ganztägig ins Rote Kreuz. Die Schulen waren ja alle geschlossen.

Gegen Abend hielt mich's aber nicht in Wiechmanns Häuschen. Bis 19 Uhr arbeitete ich noch auf dem Felde. Einesteils fühlte ich mich veranlaßt, für unsere Quartierleute eine kleine Gegenleistung zu bringen, zumal ja der Mann schon so lange zur Wehrmacht eingezogen war. Die Frau mit ihren sieben Kindern stand ganz allein da. Dann aber war ich da draußen unserem Hause und seinem Geschehen in ihm näher.

Auf dem großen Acker war reger Verkehr. Kleine einmotorige Feldflugzeuge starteten, andere landeten. Über die Luzerne ratterten Kradfahrer zu den am Rande abgestellten Maschinen. Fremde Männer aber lagen oben auf unseren Fensterbänken, schlenderten im Garten und räkelten sich in amerikanischer Art auf unserer Gartenbank.

Wieder ertönte das Klavier. Sicher waren es Heimatlieder, die da zum Klavier gesungen wurden. Dieses Heimatgefühl hatte ich den Amis gar nicht zugetraut oder aber nicht zugestanden.

Wild jagten meine Gedanken bei der Feldarbeit. Du Flugplatz-Acker, du warst so innig mit unserer Familie verbunden. Sollte ich dich jetzt mit Bedauern über unseren Garten hinweg betrachten oder dich verwünschen als den Allein-schuldigen an unserer augenblicklichen Situation. Denn nur ihm hatten wir es zu verdanken und auch seinem Besitzer Hachenburg, daß er ausgerechnet in diesem Jahre anstelle eines Sturzackers oder Kartoffeldämmen eine feste Luzernedecke hatte. Doch mit einer reichlichen Portion Scham löste ich mich von solchen Gedanken, weil ich bedachte, wie viele brave Familien, Alte, Frauen und Kinder die Hitler-Soldaten nicht nur aus ihren Häusern gejagt hatten, sondern sie ihnen – soweit sich SS-Einheiten sadistisch austobten – niederbrannten und sogar Menschenleben auf grausamste Art auslöschten. Dagegen war unser Opfer sogar ein geringes, und dabei hatten wir ja immer noch die Hoffnung, bald wieder in unsere Behausung einziehen zu können.

Am Abend des 17. April kam ein großer, blonder Amerikaner mit unseren Kindern in Wiechmanns Küche. Jedes Kind bekam von ihm eine Rolle Dropse. Er verfolgte mit Interesse die Vorrichtung des Abendbrotes, erklärte es als wenig nahrhaft und gab am Tage darauf unserer Ruth zwei Büchsen amerikanischer Heeres-Verpflegung.

Am 18. April gegen 15 Uhr räumten die Amis ganz plötzlich unser Haus. Innerhalb einer halben Stunde hatten sie gepackt. Manches Einrichtungsstück von uns sahen wir mit auf ihre Wagen wandern. Der untersetzte Dicke fuhr in seinem Jeep als letzter weg. Noch stehend rief er uns zu: „Nun sehen wir uns nicht mehr – ist euer!“ Wir durften ins Haus. Und wie schnell wir das taten!

Aber – heiliger Himmel! – Waren das Menschen, die unser Haus eben verlassen hatten? Worte können nicht das Durcheinander schildern, das wir vorfanden. Alle Schränke und auch die anderen Behältnisse waren gewaltsam aufgestemmt. Damit war ruiniert, was wir Zeit unserer Ehe so gehütet hatten. Aus Bücherschrank und Schreibtisch war alles, aber

auch alles herausgewühlt. Berge von Büchern, Papieren, Heften, Utensilien aller Art lagen bunt durcheinander auf dem Fußboden. Wo anders war jedes Päckchen Flicker auf- und auseinandergezerrt. In einer Stunde räumten wir damals aus. Vier ganze Tage brauchten wir zum Einräumen. Vieles fanden wir nie wieder. Sehr viel vom Geschirr war zerbrochen, aber das Bild meines Vaters hing unversehrt an seinem Platz.

Aber trotz allem, wir waren wieder daheim! Wir wußten nur nicht, wie lange. Anderswo, so hörten wir, mußten Familien schon ein zweites Mal heraus.

Im Erdgeschoß roch es noch stark nach guter amerikanischer Küche. Außer einigen halbgeleerten Flaschen mit konzentriertem Inhalt waren jedoch keine Speisereste vorzufinden. Angetane Fleischbüchsen, Früchtedosen, Weißbrotreste u.a. lagen vielmehr am noch offen stehenden Gartenzaun nach dem Acker zu in einem sicher eilig gegrabenen Erdloch mit etwas Erde zugedeckt. Wir brauchten nicht erst den Geruchssinn eines Hundes zu haben, um das herauszubekommen.

Unsern Manfred holten wir, als wir das Größte in Ordnung hatten, von der Oma wieder heim. Am 22. April feierten wir seinen sechsten Geburtstag sogar mit einem Kirschkuchen und einem Rührkuchen. Tulpen aus unserem Garten standen auf dem Geburtstagstisch. Manfred war so glücklich! Wir anderen alle erfreuten uns an seinem Glück. Wie waren wir damals doch genügsam!

Am 23. April wurde der Ausgang auf die Zeit von 6 Uhr morgens bis 20 Uhr erweitert. Vordem durften wir nur zwischen 7 und 19 Uhr außer Hause sein.

Am 30. April, kurz bevor ich 19.30 Uhr zum Umfallen müde wieder von einem Leichenkommando vom KZ Buchenwald zurückkam, waren vier vollkommen betrunkene Amerikaner bei uns an der Haustür gewesen, hatten die oberste Türscheibe eingeschlagen und Whisky verlangt. Die Mutti gab in ihrer Angst die Flasche mit der letzten Zuteilung. Ruth sollte trinken. Sie weigerte sich, war ja auch noch nicht mal 14 Jahre alt. Frau Bomb wurde daraufhin mit vorgehaltener Pistole zum Trinken gezwungen. Als sie schluckte, gaben sie sich zufrieden und zogen mit ihrer Beute ab. Da konnte uns niemand helfen, am wenigsten unsere deutsche Polizei.

Wir da oben im letzten Haus gleich neben dem großen Acker hatten vor allem so allerhand auszustehen, nachts und auch am Tage. In der folgenden Nacht hielten mehrfach Autos vor unserem Haus. Verfahren? ...oder? Jedes von uns lag wach und beobachtete gespannt, ob am Haus etwas zu hören war, oder ob das Motorengeräusch wieder abklang.

Tags darauf suchten drei Italiener die Hühnerställe unserer Straße heim. Bei Wiechmanns waren sie auch eingedrungen. Frau Wiechmann verließ mit den Kindern das Haus zur anderen Tür hinaus. Ich stand ihr bei. Es gelang, mit Hilfe der Nachbarn, die Eindringlinge zu stellen. Frau Wiechmann brachte ihre Henne noch lebend zurück.

In der Folgezeit standen wir an jedem Morgen sehr früh auf. Die Arbeit, vor allem draußen in der freien Natur, war uns der beste Trost über diese Zeit.

Am 1. Juli wechselten die Besatzungstruppen. Die rote Armee der SU besetzte Thüringen. In Baracken der IKA-Oberweimar war eine Nacht über eine Strafkompagnie untergebracht und machte uns und das Gelände um uns auch die Nacht über unruhig. Aber sonst merkten wir kaum etwas von den Besatzern, es sei denn, daß sich besondere Vorkommnisse zutragen wie dieses:

Der Acker war Weideland für die Kühe, die zur Sicherstellung der Versorgung der Besatzer reichlich requiriert waren und dort Tag und Nacht gehütet worden. So mitten drin im

Grünfutter fraßen sie auf und ab, lagen und kauten wieder, ...fraßen von neuem. Zwei junge Sowjetsoldaten, halbe Kinder, bewehrt mit einem Stecken, hatten wenig Mühe, das Vieh beieinander zu halten. So bot der Acker nebenan wieder ein ganz verändertes Bild und sein produktiver Wert war wenigstens zu einem Mindesten genutzt. Oft schauten wir, vor allem die Kinder, dem monotonen Treiben zu, bemerkten, wenn die Tiere um eins weniger wurden oder wenn einige dazu kamen. Manfred hatte täglich Gelegenheit, Zählübungen zu machen.

Schon hatten wir uns an das schon alltägliche Bild gewöhnt und redeten nur darüber, wenn sich etwas geändert hatte.

Eines Vormittags fiel dem aufmerk-samen Betrachter, vor allem, wenn er vom Dorfe her etwas Sachkenntnis hatte, vom Fenster oben tatsächlich etwas Neues auf. Es trat das ein, was wir schon lange erwartet hatten. Das viele und mastige Futter machte einer Kuh starke Darmbeschwerden. Sie „lief auf“, so sagte der Fachmann. Tatsächlich, mit einem aufgetriebenen Leib, der immer mehr an Umfang zunahm, lief sie, ohne weiter zu fressen oder wiederzukäuen, müden Schrittes, ächzend und stöhnend unruhevoll herum. Man merkte dem Tier die Schmerzen an. Ich stand unten auf dem Feld, versuchte dem einen jungen Russen klar zu machen, daß das Tier vor dem Verenden sei, wenn ein Tierarzt nicht helfen konnte. Doch was verstand schon der junge Mensch. Er stand ja nur da, um aufzupassen, daß die Tiere zusammen-blieben. Plötzlich, ein dumpfer Plumps. Die Kuh war seitlich umgestürzt und schaukelte, einer luftgefüllten Kugel gleich, bis sie mit den Beinen nach oben und dem Kopf auf der Luzerne zur Ruhe kam. Schmerzgeplagt verdrehte das arme Tier seine weit aufgerissenen Augen. Es würde in aller Kürze verenden, und wenn auch nicht für die Bevölkerung, so würde doch ein schönes Stück Fleisch verloren gehen und für den notwendigen Besitzerbedarf ein anderes Tier dafür aus unseren Ställen geholt werden.

Mutti guckte am Küchenfenster. Sie teilte meine Meinung. Das Tier muß sofort abgestochen werden. Und was nun in Minutenschnelle erfolgte, kann kaum so schnell erzählt werden. Mutti brachte mir das große Tranchiermesser aus dem Küchenschrank entgegen. Ich eilte zurück zu dem aufgelaufenen, schon fast besinnungslosen Tier, hielt dem Russen das Messer hin. Doch der wehrte mit beiden Händen ab, dabei kopfschüttelnd und Schritte zurückgehend: „Nix – nicht – nicht!“ Was blieb mir da übrig?

...Ich tat es.

Mit der Spitze des scharfen Messers setzte ich am Halse des Tieres an - ich fühlte deutlich die Ringe der Luftröhre - und stieß tief bis zur anderen Seite der Luftröhre und Halsschlagader. Sofort drang schaumiges Blut in großer Menge aus der Wunde. Es war also noch zur rechten Zeit geschehen. Der große Körper blutete aus. Die stierendenden Augen kamen zur Ruhe. Das Tier war tot...

„Nun einen Tierarzt und ab...!“ Der Sowjetsoldat sprang weg. Kaum eine halbe Stunde war vergangen, da fuhr auch schon ein Spezialfahrzeug mit einer Winde, einem Fleischer der Roten Armee und einem Veterinär von der Merketalstraße her um unsere Gartenzaunecke quer über die Luzerne dorthin, wo das Tier lag. Der Tierarzt überzeugte sich von der Ursache des Vorfalls und daß das Tier gut ausgeblutet war. Er gab es frei zum Verbrauch.

Als wie vom Aasgeruch angezogen, stellten sich „Geier“ und „Hyänen“ ein, als erster mit der Nachbar Holland-Kunz. Er brachte vorsorglicherweise gleich einen Eimer mit. Der Schweizer Staatsbürger Zurbrügg glaubte sogar, mit Wanne und Handwagen erben zu können.

Nun ging alles wie am Schnürchen. Das Rind wurde abgehäutet und aufgeschnitten. Immer wieder verließen große Luftmengen das Körperinnere. Gedärme und Magen wurden herausgeworfen. Dafür hatten die Besitzer keinen Bedarf. Ganz zum Schluß fuhr Herr

Zurbrügg Magen und Fettdarm im Handwagen nach seinem Haus hinüber. In der Familie Zurbrügg wird es eine Woche lang saure Flecke gegeben haben. Ohne Scherz, in dieser Zeit gewiß etwas besonders Willkommenes.

Mit wuchtigen Beilhieben war der Körper des Rindes im Rückgrat halbiert und dann in große handliche Stücke zerlegt. Alles wurde mitgenommen, auch Kopf und Schwanz. Der Fleischer ließ sich durch keinerlei Zudringlichkeiten beirren und lehnte jede Mithilfe von uns Zivilisten ab. Als ich aber dem Fleischer klar machte, daß ich der sei, der die Schlachtung noch zur rechten Zeit vorgenommen hatte, bedeutete er mir, einen Eimer zu holen. Da hinein bekam ich das ganze große Kuheuter. Das war so groß, daß der Wassereimer es kaum fassen konnte.

Ein Stück Fleisch wäre uns daheim vielleicht lieber gewesen. Doch war ich überglücklich, als ich meine schwere Last nach unserer Gartenecke zu weghievte. Nachbar Holland-Kunz ging mit seinem leeren Eimer wieder ab. „Die hätte ich auch geschlachtet.“, hörte ich ihn hinter mir resignieren.

Daheim warteten gespannt die Meinen, und für die kommenden Tage konnten wir die Fleischmarken sparen. Zudem mundete uns das sehr lange gekochte und dann gut gewürzte und gebackene Kuheuter ganz vorzüglich. Esser waren wir ja genug, und die Kochkünste dreier Frauen – Mutti, Oma und der Frau Bomb – verstanden es ganz vorzüglich, eine gute Abwechslung in die Eutergerichte zu bringen.

Und danach weideten noch immer und lange Zeit die „sowjetischen Kühe“ auf dem Acker nebenan. Täglich oft schauten wir mit Kennerblick nach ihnen. Doch keinem Tier fiel es je wieder ein, sich zu überfressen und aufzulaufen. Und damit endete ein weiteres Kapitel unseres Ackers nebenan.

## **Der Acker nebenan**

### **3. Kapitel**

Der „Musterbauer“ Hachenburg ließ sich nicht wieder sehen. Der Acker war gemeinnütziges Land, d.h. alle, die Kleinvieh hatten, holten sich, was er an Luzerneresten bot und was Kaninchen und Ziegen sonst noch fraßen. Auch wir waren nicht böse, daß wir nicht weit zu laufen brauchten, um unsere Stallhasen satt zu bekommen.

Anfang der Fünfziger-Jahre hieß es, eine Gärtnerei werde das Land zum Teil nutzen. Und da machte sich auch wirklich ein Mann aus der Dürrenbacher-Hütte (es sollte ein gelernter Gärtner sein) die Mühe, auf den zunächst liegenden Teilen des Hachenburgschen Stückes den Kampf gegen das Unkraut aufzunehmen.

Nachdem er ein Gebiet so einigermaßen sauber hatte, brachte er Mengen von Pflanzmaterial, Reiser für Hecken, perennierende Wurzelballen und andere mehr an.

Der Boden war von Grund aus nicht schlecht, war auch ausgeruht und versprach Ernteerfolge. Doch schien es außer zwei kräftigen Armen an anderen Mitteln, auch der nötigen Planung zu fehlen. Weder irgendeine Behausung noch Wasser waren da. Auf dem Acker wurzelten einige Jahre lang Gartengehölze, und der „Gärtner“ lief mit der Gießkanne, um sich Wasser für Neupflanzungen bei uns zu erbitten. Mutti bekam dafür eine Yucca, deren Absenker in größerer Anzahl noch heute in unserem Garten stehen und herrlich

blühen. Das ist heute aber auch noch das einzige, was an den Gärtner aus der Dürrenbacher-Hütte erinnert.

Er hatte dem Vernehmen nach scheinbar die anfangs vorhandene Lust verloren, hatte nicht allein sein Betätigungsfeld an der Merketalstraße, wie es war, verlassen, sondern auch seine Familie und Weimar.

Nun war erst recht der Acker das Ziel vieler einträglicher Menschen. Da wanderte so manches Verpflanzbare in fremde Gärten. An neu angelegten Heckenumzäunungen privater Feldgrundstücke erkannte man, woher das Pflanzmaterial stammte. Besonders aber für Kinder und solche, die gerade dem Kindesalter entwachsen, wurden die noch mit Buschgruppen bestandenen und damit gute Deckung bietende Stücke des ehemaligen Gärtnerlandes zum Freizeitparadies. Unsere Jungen wissen noch viel zu berichten von Höhlen und Unterständen, die in mühevoller Erd-Buddelarbeit entstanden, die sorgfältig mit Grün abgedeckt, den Drang der Jugend in einem bestimmten Lebensalter nach einem von Erwachsenen geduldeten Indianer- oder Robinsonleben stillen halfen. Manfred und Wiechmanns Rainer waren die Haupthelden dieses „Jugendobjektes“. Manfred, täglich lieb besorgt um seinen sieben Jahre jüngeren Bruder Rüdiger. Stundenlang und in Ferienzeiten halbtage lang hausten sie in ihren Erdsiedlungen auf dem Acker nebenan.

Das war in der Mitte der Fünfziger-Jahre, der Jahre, die für unser Familienleben so sorgenvoll und dunkel waren, der Jahre, in denen sich andere in Haus und Garten wohl fühlten

Pflanzenreste und Holzgewächse vom Gärtner aus der Dürrenbacher-Hütte und Unebenheiten, die von den Erdlöchern der Jungen herrührten, waren noch lange zu sehen. Außer ihnen gab es neben eine Unmenge Unkraut nichts, was dem Acker ein besonderes Bild gegeben hätte.

Für den Kleintierhalter war der „Niemandacker“ nach wie vor Ernteobjekt. Niemand kam mehr mit Spazierstock und hohen Stiefeln, niemand scheuchte oder verfolgte gar jemanden.

Vom Küchenfenster aus sahen wir, wer alles hinter unserem Zaun die Straße verließ und mit welcher Ernte dasjenige zurückkam. Je nach Mut und Temperament ging man mit Rucksack, Korb, Sack, Sichel oder gar Sense und Handwagen los. Der Schweizer Zurbrügge brauchte da oben nur aus seinem Garten heraus die Merketalstraße zu überqueren, um die ergiebigsten Ackerstellen abzugrasen. So verschaffte er sich oder seine Frau für die reichliche Viehhaltung schon von jeher das Notwendige an Stroh, Kartoffeln, Runkeln, Körnern und Luzerne.

Schon einen weiteren Weg hatte der ehemalige Großherzogliche Leibhusar Holland-Kunz. In schmucker Uniform stand er zuletzt vor seiner Pensionierung hinter den großen Flügeltüren des Großherzoglichen Hoftheaters. Heute war die ehemalige „Herrlichkeit“ immer noch an der aufrechten, hohen Gestalt und dem Wilhelminischen flott dressierten Schnauzbart in einem gütigen Gesicht zu erkennen, wenn er mit blauer Arbeitsschürze, oftmals einer halblangen Tabakspfeife im Munde seinen leeren Handwagen an unserem Hause vorbei auf den Acker zog und ihn für Ziegen und Kaninchen nach Stunden vollgepackt wieder zurückfuhr.

Ehe unser Haus stand, ging er gleich auf das Mushakesche-, danach auf unser Hinterland. Das konnte er bequem erreichen durch die Hintertür seines Gartens und einem Trampelpfad quer über Volkmars Streifen, solange niemand etwas dagegen hatte. Da gab er sich auch nicht zufrieden mit Futter-Unkräutern, sondern baute sich auf dem Mushakeland, das ja ungenutzt dalag, die benötigte Frucht an.

So hatte er Stroh, Körner, Kartoffeln und auch Klee zum Abfüttern und durre machen. Als das Mushakesche Hinterland dann während des Krieges verkauft wurde, büßte er seine Gründe nicht allein ein, sondern auch die Luzerne entschädigungslos, die noch darauf stand. Nun war der ehemalige Großherzogliche Gesetzeshüter gezwungen, weiter hinauf zu fahren auf das Hachenburg-Land. Nur gut, daß es Raum genug gab.

Eines Tages, kurz vor der Mittagsstunde sahen wir ihn wieder vom Fenster aus mit seinem Wagen auf einem nach dem Müllerschen Feldstreifen sich gebildeten Rasenrand dem Acker zustreben. Ein gewohntes Bild für uns, und niemand achtete mehr besonders darauf. Doch plötzlich – es mochte eine halbe Stunde bald vergangen sein – da rief mich die Mutti ans Fenster. „Komm und sieh!

Da unten liegt ein Mann. Wer mag das sein!“ „Schläft er, oder?“ ...

Wir blickten beide nach dem Schläfer. „Das ist doch der Nachbar Kunz mit seinem Handwagen!“

Schon war ich unten. Lang ausgestreckt lag er neben den Rädern seines Wagens. Die Augen ziemlich geschlossen, den Mund etwas geöffnet. Ich griff nach der Hand. Vom Puls war nichts zu merken. Schlaff fiel die Hand wieder auf den Rasen. „’s ist Herr Kunz – Er ist tot!“

Unsere Mutti hatte das Küchenfenster geöffnet.

Leicht strich ich ihm über die Augenlider und lief zur Tochter des Toten, der Frau Gerstner. Niemand daheim. Ich mußte die Polizei verständigen, weil’s in freier Natur geschah und für alle Fälle eine Gewalttat auszuschließen war. Ich lief zu Thiemes ans Telefon.

Da stand Frau Gerstner beim Einkaufen. Schonend brachte ich ihr die Kunde bei. Und kaum, daß ich nach dem Telefonieren mit ihr neben dem toten Vater stand, da hielt auch schon ein Volkspolizei-Wagen dicht bei uns und ihm entstiegen drei Personen. Der eine, ein Arzt, stellte Tod und Todesursache fest.

Die Leiche war für den Abtransport freigegeben, wurde zugedeckt und von einem mitgekommenen Volkspolizisten bewacht bis nach einer guten Stunde der Leichenwagen kam und den ehemaligen Großherzoglichen Leibhusaren Holland-Kunz die Merketalstraße hinunter an seinem Hause vorbei gleich nach der Leichenhalle brachte.

Frau Gerstner hatte den Handwagen bereits wieder ohne ein Hälmchen Grünes darauf heimgefahren. Scheinbar hatte der Nachbar gleich, nachdem wir ihn hatten kommen sehen, einen Schwächeanfall erlitten, hatte sich dort, wo er so oft und viele Stunden seines langen Rentnerlebens einträglich zubrachte, auf Hachenburgs Acker niedergelegt, um kurz darauf ohne jeden Todeskampf sein Leben still zu beenden. Sein immer freundliches Antlitz hatte er sich auch noch im Tode bewahrt.

Der erste Versuch, nach der Bodenreform die neue demokratische Bodenverteilung auch auf dem Acker nebenan anlaufen zu lassen, war durch den kurzen Atem des Gärtners aus der Dürrenbacher-Hütte fehlgeschlagen. In nächster Nachbarschaft war dagegen so etliches geschehen. Am Ende der oberen Merketalstraße waren bereits vor 1950 auf ehemaligen Gutsfeldern entlang der alten Buchfarter Straße drei Neubauern angesiedelt.

In ziemlich billig erstellten Häusern mit Wohn-, Stall- und Scheunenteil unter einem Dach wohnten Familien, die die Felder um und hinter ihrer Behausung ein paar Jahre lang mit mehr oder weniger Fleiß, Geschick und Erfolg in ständigem Kampf mit dem Unkraut bewirtschafteten.

Der Hang über dem Planweg südlich des Ackers bis hinauf zum Papiergraben war von der Belvederer Allee an aufgeteilt als Siedlungsland für Familien, die als Opfer des Faschismus galten. Die einzelnen Parzellen waren umzäunt und mit Bäumen bepflanzte. Die ganze Siedlung hieß OdF-Siedlung.

Angenommen war wohl, daß diese Familien sich hier ansiedeln würden. Doch eins nach dem anderen gab das Land früher oder später ab. Und die teils recht schönen Häuschen an der heutigen Robert-Siewert-Straße und der Albert-Kuntz-Straße bewohnen nur ganz selten noch die nach Kriegsende mit dem Land beschenkten Opfer des Faschismus.

Der Acker neben uns jedoch lag bis in die Fünfziger-Jahre wild und ohne Interessenten da. Das einzige, das außer den Kaninchenhaltern um die Weihnachtszeit bei einer Treibjagd auch an unserem Zaun abwärts Schützen und Treiber gingen, die dann die Hasen auf dem Acker zusammenballerten, wenn es denen nicht gelang, durchzuwischen und in unserem Garten Schutz zu finden.

Erst nach Gründung der Produktionsgenossenschaften trat der lange fällige Wandel ein.

Mit alter Maschinerie, den auf ehemaligen Gütern benutzten Dampfackerpflug war das gesamte Feldstück zwischen unserem Garten und den Bärenhügel tiefschollig umgebrochen. Eine Lokomobile stand am Planweg, eine zweite in gleicher Höhe gegenüber auf der Merketalstraße. Dazwischen bewegte sich, an starken Drahtseilen hin und her gezogen, ein Satz mit mehreren Pflugscharen.

Mit Pfiffen gaben sich die beiden Maschinisten Zeichen, wenn sie das entsprechende Stück weiterrücken mußten. Das ging wohl schneller, als wenn der Bauer Hachenburg mit seinen Kühen pflügte.

Die großen Schollen mit den Unkrautwurzeln, dazwischen viele kleinere, einzelne mittlere und ganz große Kalksteine von teils unförmiger Gestalt, lagen da, daß man glauben mochte, daß dieser Sturzacker nie wieder zu bebauen sein würde. Und erst des Gärtners Baum- und Buschwerk!

Aber die kräftigen Pflugschare legten auch das um und schleiften die Pflanzenreste mit sich fort. Stück für Stück wurden dann statt der Pflugschare Kultivatoren und schließlich Eggen zur Bodenzerkleinerung benutzt. Die größten Steine wurden an die Wegränder gebracht, ebenso das durch die Eggen zusammengeschleppte Holz und Gestrüpp. Von den Steinen aller Größen haben sehr viele in unserem Garten Platz und Verwendung gefunden.

Nach ein paar Tagen lag die große Fläche des Ackers da, fertig zum Bestellen, wie sie noch nie seit unserer Zeit vordem ausgesehen hatte.

Wieder ein ganz neues Antlitz des Ackers nebenan.

Fast immer war von nun an der ganze große Plan mit nur einer Fruchtart bestellt. Entweder war alles Getreide, alles Kartoffeln, Runkeln, Zuckerrüben oder Mais. Das Hauptproblem für den außenstehenden Betrachter war aber nur: Wer über-nimmt die Pflege dieser großen Fläche? Wer ihre Sauberhaltung?

Unkrautfrei hatten wir sie noch nie gesehen.

Diese Frage stand besonders, als ein Jahr Zuckerrüben auf dem ganzen Plane standen. Das war doch eine Frucht, die gehackt, verhackt, verzogen und danach nochmal gut gehackt, also mit der Handhacke in vier Gängen betreut werden mußte. Und wir ließen uns überraschen.

Es wurde mit damals neuer Methode geschafft. Der ganze Plan war in Parzellen aufgeteilt und diese einzeln an LPG-Mitglieder in individuelle Pflege gegeben. Es dauerte nicht lange, da war nach fleißiger Kleinarbeit der 10-Hektar-Plan sauber, und zeitgerecht kam eine gute Ernte vom Feld.

Der Einsatz von Traktoren als Zugmaschinen ersetzte die Pferde beim Einfahren der Ernte auf gummibereiften Tafelwagen und bei der Neu-Bearbeitung des Feldes. Es gab in diesem Jahre außer den Landwirtschaftlichen Produktions-Genossenschaften (LPG) noch Maschinenausleihstationen (MAS), die nach vorher abgeschlossenen Verträgen alle

größeren Maschinen, Binder, Grasmäher, Düngerstreuer ... besonders aber Traktoren für die LPG bereithielten.

Dadurch war es nicht mehr nötig, daß sich jeder kleinere Betrieb, auch die damals z.T. noch existierenden Einzelbauernwirtschaften, soweit sie noch nicht der LPG beigetreten waren, jede Maschine selbst anschaffen mußte. Maschinen, deren teuerste oft nur eine kurze Saisonzeit im Jahre für den eigenen Bedarf genutzt wurde, hätten sonst die übrige Zeit nutzlos in der Schuppe gestanden.

Als 1959 ohne ganz geringe Ausnahmen alle der letzten Einzelbauern gemeinsam ihre Felder bewirtschafteten, vielerorts sogar auch die Viehwirtschaft schon gemeinsam betrieben, da kam der erste große Umschwung, der auch auf dem Acker neben uns deutlich sichtbar wurde.

Maschinenarbeit löste von Jahr zu Jahr mehr die körperliche Arbeit ab. Und der Einsatz von Maschinen machte auch insofern große Fortschritte, daß immer mehr Arbeitsgänge maschinell, ausgeführt wurden. Das geschah mit Maschinen, die in ihrer Rentabilität immer vollkommener wurden, so daß die ganze Ackerfläche neben uns in einem einzigen Tage umgepflügt und weiter bearbeitet werden konnte, natürlich gleich bei Einsatz von 4,5,6 Zugmaschinen und mehrscharigen Pflügen, breiten Eggen und noch breiteren Drillmaschinen ... Das war uns bisher unglaublich gewesen.

Das schließlich beim Einsatz von unförmigen Mähdreschern, wie sie in den ersten Jahren im Mähdrescherwerk Weimar hergestellt wurden, noch nicht einmal ein ganzer Tag benötigt wurde, die ganze Fläche abzuernten, dabei gleich so auszudreschen, daß nicht eine Ähre nachgelesen werden konnte, daß ließ auch die härtesten Gegner der neuen genossenschaftlichen Wirtschaftsform beginnen, ihren Irrtum zu begreifen.

Freilich stand in den Anfangsjahren mancher Mähdrescher allzu oft still, wenn in dem komplizierten Getriebe eine Stockung eingetreten war ...

Freilich blieb auch hier und da manches Stroh länger stehen, zumal, wenn es Lager gegeben hatte. Da gab es natürlich so manche schadenfrohe Nachrede, nicht allein bei Außenstehenden, sondern auch bei vielen ehemaligen Einzelbauern. Besonders, wenn sie ehemals einen größeren Besitz gehabt hatten.

Oft hatte ich im Laufe der Jahre Gelegenheit mit Genossenschaftsbauern bei einer Arbeitspause über den Gartenzaun weg zu reden. Es waren Bauern oder Bauernsöhne, die ich z.T. von früher, sogar von der Schule her kannte und die sich spezialisiert und qualifiziert hatten als Mähdrescherfahrer, Traktoristen oder Feldbaubrigadiers. In ihren Reden und ihrem Bewußtsein sind sie mit der Zeit so gewachsen, daß keiner von ihnen wieder zurück in die Verhältnisse des Einzelbauern mochte. Jeder hat sich wohnungsmäßig und gesellschaftlich optimal modernisiert und bei jedem stimmt das Geld. Jedes LPG-Mitglied hat eine geregelte Arbeitszeit und eine durch Qualifikation erreichten spezifizierten Tätigkeitsbereich. Wer es sich früher leisten konnte, andere für sich arbeiten zu lassen, höchstens anzustellen und je nach Lust und Bedarf mit Stock und Stehkragen zu erscheinen, dem mögen natürlich noch heute die gesellschaftlichen Verhältnisse der Landwirtschaft nicht zusagen.

Auf dem Acker neben uns hat die lange Reihe der Jahre bis zum heutigen immer eine gute Ernte gestanden, gleich, ob Mais, Kartoffeln oder Getreide.

Der Acker ist in einem guten Zustand, ohne nennenswertes Unkraut.

Und das alles die letzten Jahre mit einem Mindesteinsatz von Menschen.

Die Tätigkeit wissenschaftlich tätiger Einrichtungen, wie die Staatliche Saatzucht und die Schädlingsbekämpfung, das Agrikultur-Chemische-Zentrum (ACZ), laufend vorwärts orientiert, zeigt sich in der Güte der Ernteprodukte. Düngung und Schädlingsbekämpfung

geschieht mit weit ausgreifenden Vorrichtungen für feste und flüssige Chemikalien von der Erde aus oder gar aus der Luft.

In Stundenschnelle ist der ganze Acker versorgt.

Unliebsam hatten wir bisher nur einmal in unserem Garten an Forsythien und Birken die Folgen einer zu gut gemeinten, unvorsichtigen Spritzung bei Westwind zu spüren bekommen. Mit einem Zentner Kunstdünger von der Genossenschaft war der Schaden aufgewogen.

Pflüge- und besonders Erntearbeiten werden letzthin im Komplexverfahren durchgeführt. Da kommen plötzlich ein halbes Dutzend oder noch mehr der neuesten Mähdrescher E 512, beweglicher als die früheren und weniger anfällig. Neben jedem fährt oft gleich ein LKW mit Drahtaufbau und nimmt die gepressten und gebundenen Strohballen auf.

Nach zwei bis drei Stunden ist dann das Getreidefeld zum geräumten Stoppelfeld geworden, Platz für Kinder mit und ohne Eltern, den Papierdrachen möglichst hoch hinausfliegen zu lassen. Doch gewöhnlich dauern die Kinderfreuden nicht allzu lange, denn bald kommen die Traktoren mit den Pflügen und schälen die Stoppeln um. Dann tuckern die Dieselmotoren oft bis tief in die Nacht und in unseren Schlaf hinein, geistern die Scheinwerfer der Traktoren in die Dunkelheit und am nächsten Morgen bescheint das junge Licht des neuen Tages keine Stoppeln mehr.

Wenn die Umstände günstig sind, dann wird vor dem Winter der Acker wieder grün.

Nicht allein rationeller ist die Arbeit geworden. Auch rentabler, und großzügig mutet die Arbeitsauffassung der Feldbauern und ihrer Produktionsleitung an. Wenn ich dabei an unsere ersten Jahre neben dem Acker zurückdenke und mir vergegenwärtige, wird erst recht von niemanden Rücksicht genommen, und entgegenkommende oder wendende Großfahrzeuge vollführen ihre Kapriolen eben auf dem Gerstenacker der KAP Gelmeroda. So heißt die Feldbau-Produktionseinheit jetzt, nach dem Zusammenschluß mehrerer ehemaligen Genossenschaften. Dabei habe ich noch gar nicht gesprochen von der Verbindungsstraße zwischen Merketalstraße und Planweg, der Albert-Kuntz-Straße, zwei Meter an unserem Gartenzaun entlang, die heute von Fußgängern mit und ohne Handwagen und Rad, von Motorfahrzeugen aller Kaliber bis zum größten LKW und Bagger gelegentlich befahren wird. Das Material für die zahlreichen Eigenheime in der Albert-Kuntz-Straße, wie vor dem auch das abgebagerte Erdreich mußte über diese nicht öffentliche „Ackerstraße“ transportiert werden, weil länger als ein Jahr dort die Fahrverbindung zur Belvederer Allee wegen Kanalisierungs- und Straßenbauarbeiten nicht möglich war.

Heute noch rollt längs unserem Westzaun der Fahr- und Fußgängerverkehr und wirbelt bei trockenem Wetter unangenehme Staubmassen hoch. Es macht ungefähr den ehemaligen Gottschalg'schen Feldstreifen aus, der so dem Fruchtanbau verloren geht.

Wir Alten, die wir von früher noch gewohnt sind, daß jedes Eckchen eines Saatfeldes heilig und geschützt war, werfen als erste die Frage auf: Warum solche Verluste?

Sind wir schon so weit, daß wir sie uns leisten können?

Die Hauptsache scheint aber heute zu sein, daß das vorgeplante Soll vom Acker erreicht wird. Dabei ist trotz aller Großzügigkeit der Hektarertrag heute viel höher, als er früher in der Zeit der Initiativwirtschaft war, auch wenn der ehemalige Besitzer des Ackers ein guter Bauer war.

Nun wird es nicht mehr lange dauern, daß die Mähdrescher im Komplex-Einsatz die heute ziemlich reife Sommergerste in kurzer Zeit vom Acker neben uns gemäht und ausgedroschen haben werden. Vielleicht wird neben ihnen wieder ein LKW mit

Spezialaufbau für Strohballen oder aber etwa auch gleich für gehäckseltes Stroh nicht nur Streumaterial für den Stall, sondern, nach wissenschaftlichen Methoden zubereitet, ein wertvolles Futtermittel auffangen.

So ändern sich heute oft schnell die Ansichten: Noch im Herbst 1972 verbrannte dieselbe LPG auf diesem Acker das Ganze noch nicht weggeholte Stroh, weil die Fläche für die Neusaat frei sein mußte. Erst eine Mißernte mußte kommen, und das Stroh war das wertvollste Futtermittel!

Not zwingt eben und macht erfinderisch.

Jedenfalls wird auch in diesem Jahr Wagen auf Wagen davon vom Acker schaukeln. Die wertvolle Körnerfrucht aber wird aus den Mähreschern von Zeit zu Zeit auf besondere LKWs übernommen und den Weg in die Trockenanlagen und die Getreidesilos nehmen. In kurzen Stunden wird aus den 10-Hektar-Plan mit den goldgelben, nickenden Gerstenähren ein leeres Stoppelfeld geworden sein, auf dem nicht eine Ähre liegen bleibt für Ährenleser oder Sperlinge.

Es sei denn, daß die Technik hier und da ihren Dienst etwas schuldig blieb. Wenn dann die Zeit der Papierdrachen vorüber ist, wird der Pflug noch vor dem Winter alles grobschollig umstürzen, wird von neuem Steine – kleine und mittelgroße – nach oben bringen, und Tausende von Krähen werden dann im Frühdunst, in morgendlichen Nebelschwaden oder am Spätnachmittag, ehe sie sich auf ihre Schlafbäume unten am Laufe der Ilm setzen, reiche Nahrung zwischen den Schollen finden. Ein gewohntes Bild, das uns die Herbstzeit und das Nahen des Winters kündigt.

Es wird der erste Winter werden, in dem fast 400 Musikstudenten der Franz-Liszt-Hochschule in dem neuen Internatsgebäude wohnen und täglich die Straße am Acker entlang auf dem schönen für sie extra gebauten Plattenweg gehen werden.

Mancher andere Hochschulbau und manches Eigenheim wird sich noch dem ersten Block zugesellen, so dass die gesamte Musikhochschule mit Vor- und Spezial-Musikschule hier konzentriert ist zwischen Merketalstraße und Hospital-graben.

Der Acker nebenan aber, den wir nun in so mannigfacher Gestalt erleben durften, wird leider in absehbarer Zeit aufhören, Acker zu sein.

Im letzten Frühjahr wurden er und das Gelände um ihn genau vermessen und nach seiner Höhenlage nivelliert. An vielen Stellen rund um ihn und auch mitten auf ihm wurden Bohrungen zur Untersuchung des Baugrundes durchgeführt.

Ein Generalbebauungsplan besteht bereits.

Nach ihm soll von der Fernverkehrsstraße nach Bad Berka eine Hauptverkehrsstraße in ca. 100 m Entfernung südlich und ungefähr parallel zur Merketalstraße über den jetzigen Acker verlaufen, die beim heutigen Ziegeleiweg die Belvederer Allee überqueren und eine Verbindung nach Mellingen und die Fernverkehrs-Straße nach Jena herstellen soll über eine neue Ilmbrücke, neben der als Fußgängerbrücke heimatgeschützten alten Steinbrücke bei der ehemaligen Oberweimarer Schule.

Der ganze große Acker wird Baugelände für die Achtziger Jahre werden. Auf ihm werden außer kleineren Wohnhäusern auch Großbauten stehen. Geplant war dort auch ein Gebäudekomplex des Institutes für Lehrerbildung (IfL), Unterrichts- und Internatsgebäude, so daß die heute in fünf mehr oder weniger ungeeigneten, zweckentfremdeten und in der ganzen Stadt verteilten Häusern, die Fachschul-Einrichtung IfL Weimar endlich einheitlich zusammenliegen sollte. Auch sollte damit Goethe zufriedengestellt sein, daß alle die, die seinen und der anderen Großen Weimars Staub hüten, sich im Schloß dann so ausbreiten können, daß keiner der Mitarbeiter mehr in Zimmern zu arbeiten braucht, die in der

Fürstenzeit Dienergelaß waren (so Prof. Holzhauer). In Wohnbauten ringsum sollten Lehrkräfte und technisches Personal angesiedelt werden.

Diesen ganzen Plan hat man jedoch letztthin allem Anschein nach wieder fallen lassen. Fest steht jedenfalls eins, daß wir in absehbarer Zeit statt des Ackers Siedlungshäuser haben werden. Damit wird wohl der von Westen her oft so stürmisch wehende Wind für uns abgeschwächt sein. Es wird dann wohl kein 13. November 1976 wieder kommen. Damals tobte ein solcher Orkan, daß bei uns Teile des Daches abgedeckt und die zwei Antennen auf dem Dache vollkommen umgebogen wurden. Aber durch die zu erwartenden Hochbauten neben uns werden wir uns in der Fernsicht stark beeinträchtigt sehen. Der Blick über den freien Acker gestattet uns heute noch eine Horizontlinie mit Belvedere, Gehädrich und Stadtratstannen.

Wie so oft stehen wir an den Fenstern und sehen uns satt an dem, was wir in Jahren nicht mehr in diesem Maße können. Du, unser lieber Nachbar Acker, von dir werden wir uns im Fortgang notwendiger Entwicklung trennen müssen.

Wir werden dein Traktorengeratter nicht mehr hören, auf dein Skigelände, Spiel- und Stomer-Areal für unsere Kinder mit Drachen und Hunden, Rollern und Rädern verzichten, Hasen, Rehe sowie Rabenschwärme nicht mehr aßen sehen. Aber auch über manchen Dreckbatzen werden wir uns nicht mehr zu beklagen brauchen, den LPG-Fahrzeuge und auch andere vom Acker auf die Merketalstraße trugen.

In vielem wird das gesamte Leben und die Freizeitgestaltung ein anderes Aussehen erhalten. Und wenn es dann denen nach uns erst einmal zur Selbstverständlichkeit geworden ist, neben uns statt eines Ackers, den sie gar nicht gekannt haben, Siedlungsgebiet zu sehen, für den wird gewiß alles das, was hier aus dem Schatze der Erinnerung niedergeschrieben ist, erst wertvoll werden.

Denn ohne sie wären Vorstellungen von ehemals mit Bauernfleiß, Kinderparadies, Skigelände, Feldflugplatz, Kuhweide und ... und ... schwerer, als wenn wir uns jetzt nach den Bebauungsplänen die Besiedlung auf dem Gelände des Ackers neben uns ausmalen.

Die Zeit schreitet voran. Das muß sein und kann nicht aufgehalten werden.

Mein Wunsch nur, daß Kindern und deren Nachkommen solch schreckliche Zeiten erspart bleiben, wie wir sie hier neben dem Acker durchleben mußten, daß der Mensch endlich lernt, das Leben zu achten und das Recht auch des anderen, zu leben wie er selbst. Doch die Erinnerung an das, was einmal war, und die Anwohner – wie auch uns – so glücklich machte, soll erhalten bleiben – zur Belehrung wie auch zur Stärkung. Und dazu gehört auch die Gewißheit dessen, was uns „d e r A c k e r n e b e n a n“ bedeutet hat...